

Berlin 1930

Peter M. Witt,  
1989

Vol 1  
German

Copied: spec. Müssel!

Peter N. Witt

1989

SKIZZEN AUS MEINER VERGANGENHEIT.

Inhalt:

1. Kindheitsumgebung.
2. Tante Ele und ihre Familie.
3. Tiere die ich kannte und liebte.
4. Das Ende des Zweiten Weltkrieges.

Motto: aus Barbara Tuchman, "Practicing History", 1981:  
Sie war zu dem Schluß gekommen, daß "der Sinn der Geschichte" etwas sei, das "zufällig und vielleicht zyklisch ist, wie ein ständiger Fluß, der durch endlose Felder wechselnder Umstände fließt, wobei gut und schlecht immer zusammen vorkommen, untrennbar vermischt in Zeitabschnitten und Menschen, mit Querströmen gewöhnlich gegenwärtig, um zu leichten Verallgemeinerungen zu widersprechen." (meine Übersetzung)

Anmerkung: dies ist Vorläufer und Kurzfassung meiner "Gedanken und Erinnerungen". Es ist ein Mal zu meiner Belustigung geschrieben, und dann zur Unterhaltung für meine Lieblingsmenschen: nahe Verwandte, wie meine Frau und Töchter und einige andere. Ich danke für die nimmermüde Hilfe meines Freundes C.F.Reed.



Haus der Großeltern Mendelsohn in Grinewald



li → re: O. Gisebeth, Baby  
Sapa, T. Grene

Großvater Witt mit erster Frau, Eliza und Kindern.  
Westeind ~ 1890

### Kindheitsumgebung.

Es ist wohlbekannt, daß wir viele Besonderheiten im Verhalten von unseren Vorfahren erben; ebenso wie körperliche Besonderheiten sind diese Eigenschaften irgendwie in den Genen verschlüsselt. In einer Familie mit viel Inzucht, wie in der meiner Mutter, sollten solche Besonderheiten besonders stark zum Ausdruck kommen. Aber es gibt auch die Umwelt, in der wir heranwachsen, die eine entscheidende Rolle in der Bildung unserer Gewohnheiten und Vorlieben spielt, selbst unsere Interessen beeinflusst. In meiner Kindheit umgab mich die Familie meiner Mutter körperlich sehr eng und sie beeinflusste mich geistig, während die Familie meines Vaters nur eine periphere Rolle im Leben von uns Kindern spielte. Besonders nach der Scheidung meiner Eltern in den frühen zwanziger Jahren, als ich nur ein paar Jahre alt war, sahen wir unseren Vater nur am Wochenende, und alle vier Kinder lebten mit ihrer Mutter.

Ich kann die Umgebung in meiner frühen Kindheit nur beschreiben, aber mit Schwierigkeit wird das Gefühl von Eingehülltsein und Wärme, das mich damals umgab, nachgeschaffen werden können. Solches Gefühl wurde durch eine Anzahl von Faktoren hervorgerufen: Obwohl wir eine Familie mit Herkunft aus vielen Nationen waren, war Berlin damals unsere Heimat. Es war die Heimat der meisten aus der Familie meiner Mutter gewesen, seit mein Ururururgroßvater es zu Fuß im frühen 18. Jahrhundert betreten hatte (siehe Kapitel über Familiengeschichte).- Meines Vaters Vater hatte sich in Berlin als Professor der Chemie und Rektor der Technischen Hochschule in der Mitte seines Lebens im späten 19. Jahrhundert niedergelassen; und er blieb dort bis ans Ende seines Lebens im Jahre 1915.

Meine Mutter war im über 100 Jahre alten Haus der Mendelssohn-Familie geboren worden, in der Mitte der Stadt (Jägerstrasse). Das wurde Teil der wachsenden Privatbank in den 1890ern, und meine Großeltern zogen in ihr neuerbautes, viel größeres Haus in Berlin-Grunewald, Herthastrasse 5. Dort wuchsen meine Mutter, ihre 3 Schwestern und ein Bruder heran, und als ich ein Kind war lebten meine Großeltern dort.

Mein Vater war im Berliner Vorort Westend geboren, das neben Grunewald liegt. Sein Vater war in Sankt Petersburg in Rußland geboren, war in Zürich in der Schweiz aufgewachsen, und war am Ende des 19. Jahrhunderts hierher gezogen. Er hatte hier erst mit seiner halbspanischen ersten Frau gewohnt, und nach ihrem Tode mit seiner zweiten Englischen Frau. Es gab 5 Kinder aus 1. Ehe und eines, ein Mädchen, aus der zweiten. (Weiteres ist aus dem Kapitel über Familiengeschichte zu ersehen).



Haus meiner Eltern, Berlin-Grünwald, Koenigsallee 18



2 Wohnzimmer mit Familienportraits im Haus meiner Großeltern.  
 links: Mutter M., Emma Biemes + Tochter Evale, Felix M. der Oppenheims  
 rechts: ninken Marianne M.

Meine Eltern bauten ihr Haus in dem früheren Obst- und Gemüsegarten auf der anderen Seite des Sees gegenüber dem Haus der Eltern meiner Mutter. Dies schöne Haus war mein zu Hause länger als 20 Jahre. Es wurde 1943 durch ein Bombardement aus der Luft im 2. Weltkrieg völlig zerstört.

Die meisten meiner Vettern und Cousinen ersten Grades lebten in unserer Nähe. Wir spielten mit ihnen und anderen Verwandten, die auch in der Nähe wohnten. Soweit ich mich erinnere spielten wir nur selten mit Kindern, die nicht mit uns verwandt waren.

Wenn man jetzt vom Amerika des späten 20. Jahrhunderts zurückschaut, scheint unsere Umgebung für ein Kind bemerkenswert stabil gewesen zu sein. Die Atmosphäre, in der wir aufwuchsen, war sogar noch ungewöhnlicher, besonders soweit es die starke Familie meiner Mutter betrifft. Es gab Bücher wie "Die Familie Mendelssohn", die viel gelesen wurden, und die unsere Verwandten im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert beschrieben. Der Verfasser war ein Onkel, Sebastian Hensel, der der Sohn Fanny Mendelssohns war, die musikalisch hochbegabte Schwester des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy, und Wilhelm Hensels, des Hofmalers der Preussischen Könige, der hunderte von Skizzen seiner Zeitgenossen gezeichnet hatte. Sebastian wurde ein Landbesitzer in Ostpreußen, wo er weitentfernt von Berlin lebte. Er erinnerte sich mit Freuden an seine Berliner Kindheit im großen Mendelssohn Haus in der Leipziger Strasse 3, und er schrieb eine Familiengeschichte, die aus Briefen, Tagebüchern und seinen eigenen Erinnerungen bestand. Es handelte von den Jahren 1729 bis 1874. Auf Drängen seiner Freunde veröffentlichte er schließlich eine Kurzfassung in 2 Bänden. Es wurde unerwarteter Weise ein Erfolg. Neuauflagen und Übersetzungen erschienen kurz hintereinander etwa 100 Jahre lang. Ausser dem Bericht über besondere Menschen, bot es dem Leser eine Art Modellgeschichte einer Deutsch-Jüdischen Familie im 18. und 19. Jahrhundert. Das Buch stand bei uns im Regal, wo wir Kinder es jederzeit lesen konnten, um uns über unsere Familie zu orientieren.

Es gab Konzerte in Berlin, bei denen die Musik unseres Großonkels Felix Mendelssohn Bartholdy gespielt wurde, und zu denen wir gingen. Es gab Briefe, auf dem Boden aufbewahrt oder veröffentlicht, die unsere Vorfahren einander geschrieben hatten, und Briefe ihrer Zeitgenossen, die sie empfangen hatten. Wir waren große Sammler von Erinnerungen gewesen, und man erzählte sich, daß als der Komponist Felix Mendelssohn Bartholdy starb, sein Papierkorb versiegelt wurde, sodaß kein Stückchen Papier der nächsten Generation verloren gehen würde.



Portrait, Moses Mendelssohn, 1780, J.C. Frisch

Es gab Anderes, das uns erinnerte: Dazu gehörten die vielen Portraits unserer Vorfahren und Verwandten, die an den Wänden hingen und Gegenstände wie der erste Zahn, den mein Großonkel Beni vor hundert Jahren verloren hatte, oder einer der Porzellanaffen, den einer unserer jüdischen Vorfahren kaufen mußte, um die Heirathserlaubnis im Berlin des 18. Jahrhunderts zu bekommen. Dies war von Friedrich dem Großen, dem "toleranten" Monarchen, vorgeschrieben worden, damit die neugegründete Berliner Porzellanmanufaktur unterstützt wurde.

Nicht zuletzt waren die oft erzählten Familiengeschichten. Ich wähle 3 aus, die Einsicht in die uns bekannt werdende Familie brachten, und mit denen wir uns vertraut machten; eine aus dem 18. Jahrhundert, eine vom 19. und eine vom 20. Jahrhundert.

Die erste Geschichte handelt von Moses Mendelssohn, dem Philosophen des 18. Jahrhunderts und Emanzipator der Juden in Preussen. Er ist mein Ururururgroßvater; beide, der Vater und die Mutter meiner Mutter waren seine direkten Nachkommen. Er war klein und püchlig, stotterte und war recht schüchtern. Im Bade Pymont lernte er den Kaufmann Gugenheim aus Hamburg kennen. "Rabbi Moses" sagte dieser eines Tages, "wir Alle verehren Sie, aber am meisten verehrt sie meine Tochter.-Mir wäre es das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben; besuchen Sie uns doch ein Mal in Hamburg."

Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war traurig verwachsen. Endlich entschloß er sich doch von Berlin aus zur Reise und besuchte unterwegs Lessing in Braunschweig, wie in dessen Briefen zu lesen.

Mendelssohn kommt nach Hamburg und besucht Gugenheim in seinem Kontor. Dieser sagt: "Gehen sie hinauf zu meiner Tochter, sie wird sich freuen, Sie zu sehen, ich habe viel von Ihnen erzählt."

Mendelssohn besucht die Tochter; anderen Tages kommt er zu Gugenheim und fragt endlich, was die Tochter, die ein gar anmutiges Wesen sei, von ihm gesagt habe?

"Ja, verehrter Rabbi," sagt Gugenheim, "soll ichs Ihnen ehrlich sagen?"

"Natürlich!"

"Nun, Sie sind ein Philosoph, ein Weiser, ein großer Mann, Sie werden es dem Kinde nicht übel nehmen; sie hat gesagt sie wäre erschrocken, wie Sie sie gesehen hat, weil Sie-"

"Weil ich einen Buckel habe?"

Gugenheim nickte.

"Ich habe es mir gedacht, ich will aber doch bei Ihrer Tochter Abschied nehmen."

Er ging hierauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die nähte. Sie sprachen gut und schön miteinander, aber das Mädchen sah nicht von ihrer Arbeit auf, vermied, Mendelssohn anzusehen. Endlich, da dieser das Gespräch geschickt so gewendet, fragt sie:

"Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?"

"Gewiß, und mir ist noch was Besonderes geschehen. Bei der Geburt eines Kindes wird im Himmel ausgerufen: Der und Der bekommt Die und Die. Wie ich nun geboren wurde, wird mir auch meine Frau ausgerufen, aber dabei heißt es: Sie wird, leider Gottes, einen Buckel haben, einen schrecklichen. Lieber Gott, habe ich da gesagt, ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein, lieber Gott, gib mir den Buckel, und laß das Mädchen schlank gewachsen und wohlgefällig sein."

Kaum hat Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel- und sie ward seine Frau, und sie wurden glücklich miteinander, und hatten schöne und brave Kinder....von denen ich ein Nachkomme bin.(Aus "Die Familie Mendelssohn, 1729-1847" von Sebastian Hensel, 15.Auflage, 1908)

Eine andere Geschichte handelt von einem Brief, den mein Großonkel Felix Mendelssohn Bartholdy nach Hause an seine Familie in Berlin von einer Reise nach Weimar schrieb. Dieser Komponist ist 4 Mal mit mir verwandt: sein Vater ist der Bruder von zwei meiner Urururgroßväter, seine Mutter die Tante von zwei meiner Ururgroßmütter.

Es war im November 1821, er war 12 Jahre alt und bereits ein vorzüglicher Komponist und Klavierspieler. Sein Lehrer Zelter, der ein Freund des alten Goethe war, dachte, daß des Jungen Musik und Gesellschaft den alten Herren erfreuen könnte, der mit all seinem Ruhm als ein recht einsamer Greis lebte. Felix schrieb:

"Jetzt hört alle, alle zu. Heute ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Goethe, an...Professor Zelter kam: Goethe ist da, der alte Herr ist da. Gleich waren wir die Treppe herunter in Goethes Haus...Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich... Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebziger, sondern für einen Fünfziger. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß, und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt!!



Eingangshalle, wo der Kaiser die Kiste öffnete.



Esszimmer mit Holländischen Wandbildern, wo der Kaiser dinierte



Eingangsräum zu den Weinkellern (Kneipe). Über dem Kamin des Mendelforner Wappentier, der Kranich, mit Bisszettel; das Boot ist ein Modell der Yacht Hohenzollern, die vor der Decke hängt.

Nachmittags spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, teils Fugen von Bach, teils phantasierte ich---Den Abend aßen wir alle zusammen, auch sogar Goethe, der sonst niemals zu Abend ißt."

In diesem und späteren Briefen erzählt Felix, wie er Beethoven für Goethe spielt und erläutert, sodaß Goethe erst misstrauisch, später mit Begeisterung zuhört. Die Einzelheiten, die er berichtet, sind jetzt noch wert gelesen zu werden.

Die dritte Geschichte, die beinahe 100 Jahre später passierte, wurde mir von meinen Großeltern erzählt. Ich fragte sie über ein großes Schiffsmodell aus, ein Segelschiff, das von der Decke im Eingangsraum zu den Weinkellern hing. Es war ein Modell des Schiffes Hohenzollern, und es war ein Geschenk des letzten Deutschen Kaisers Wilhelm II., das er bei Gelegenheit eines Besuches in ihrem Haus gegeben hatte. Es war kurz vor dem Ersten Weltkrieg, um 1910, als der Kaiser das Haus ein Mal wieder besuchte, und eine Geschichte ist damit verbunden:

Der Kaiser hatte seinen Besuch "angekündigt",- man lädt einen Kaiser nicht ein! Die Ankündigung kam durch den General von Scholl, seinen Flügeladjutanten und alten Freund meines Großvaters, der mit ihm zusammen bei den Bonner Husaren und Fürstenwalder Ulanen gedient hatte. Das Modell kam in einer Kiste einige Tage vor dem Besuch an; es wurde vorsichtig ausgepackt und ohne große Begeisterung in Empfang genommen. Meine Großeltern interessierten sich nicht für Seefahrt und Schiffe. Kurz vor Ankunft des Kaisers kam der General von Scholl und fragte nach der Kiste. Man berichtete ihm, daß sie angekommen und ausgepackt worden war, und daß man sie weggestellt hatte. Der General war außer sich. Der Kaiser hatte den Bau des Modells persönlich überwacht, und er hatte sich darauf gefreut das Staunen und die Freude beim Auspacken zu beobachten.

Man packte das Modell unter der Anleitung des Generals schnellstens wieder ein, und mehrere Proben des Auspackens mit gespielter Staunen wurden abgehalten. Als der Kaiser dann kam, händigte man ihm einen Meißel aus, damit er die Kiste selber öffnen konnte. Wie geprobt, traten Alle mit dem größten Erstaunen zurück, und sie riefen laut "Ohh"! Die Vorführung war zufriedenstellend, und der Besuch war ein großer Erfolg. Die Eingangshalle, wo sich die Szene abgespielt hatte, wurde von mir als Kind oft durchquert, und ich sah dann innerlich das Schauspiel vor mir. Ich erinnere mich auch noch an einen späteren Besuch der Exzellenz von Scholl mit beinahe 90 Jahren.

Der Kaiser, ein Enkelsohn der Königin Victoria, war als sehr eitel und spontan wohlbekannt; man sah diese Eigenschaften als Gefahr für seine Regierung an. Es war auch kein großes Vergnügen, mit ihm Mittagbrot zu essen, wenigstens nach den Geschichten, die meine unverheirathete Tante Lischen erzählte. Ihm wurde immer zuerst serviert, und



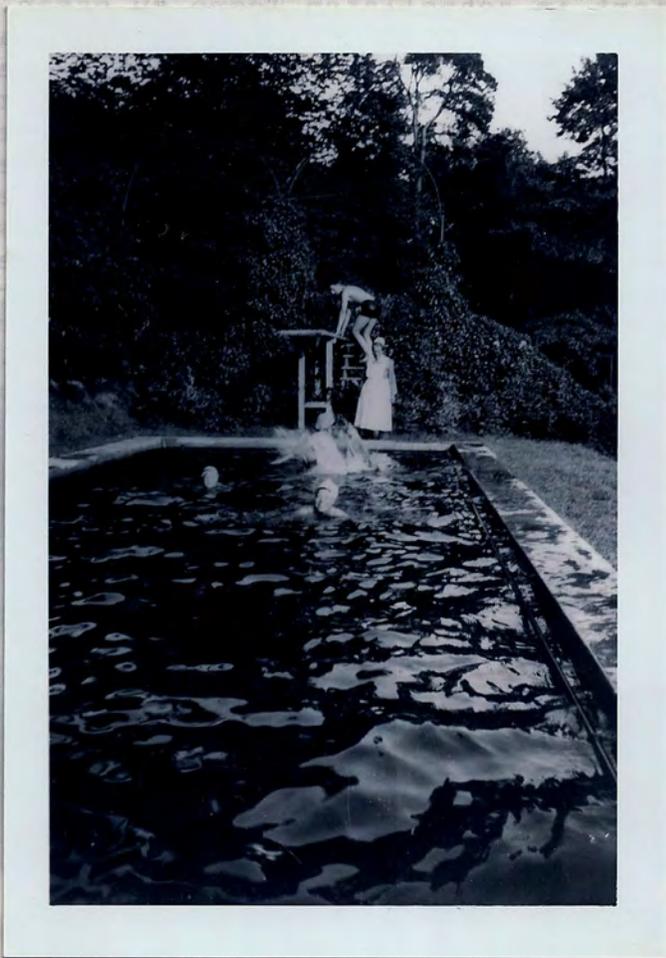
Obergärtner Kowalski mit Peter (rechts) und Detlef (links) Witt.

er begann sofort im schnellsten Tempo zu essen. Sobald er seine Gabel niederlegte, mußte jeder am Tisch aufhören zu essen. Meine Großtante Lischen, die als unverheirathete Dame am anderen Ende des Tische vom Kaiser saß, verzieh ihm nie, daß sie das besonders gute Essen nur kurz kosten konnte.

Es gab eine nette Korrespondenz nach diesem Besuch: meine Tante Lilli, damals nur ungefähr 10 Jahre alt, schrieb dem Kaiser eine Postkarte. Man las: "Liebes Kaiserchen! Wenn Du das nächste Mal zu uns zu Besuch kommst, ziehe doch bitte die Uniform der Garde-du-Corps an. Mein kleiner Bruder hat die so gerne." Sie bekam eine prompte, handgeschriebene Antwort: "Ich komme sehr gerne zu Deinen Eltern, und ich werde beim nächsten Besuch sicher die Uniform anziehen." - Der nächste Besuch fand nicht mehr statt; der Erste Weltkrieg und die Revolution kamen dazwischen, und der Kaiser flüchtete aus Deutschland. Die Korrespondenz wurde vor Kurzem von Lillis ältestem Sohn auf einer Auktion verkauft.

Zur Zeit meines Heranwachsens waren außer den Familienhäusern und anderen Gebäuden drei große Gärten, die um den Herthasee lagen. Der Garten meiner Mutter, einer der drei, war ein wichtiger Hintergrund bei meinem Heranwachsen. Ich weiß nicht, ob ein Gärtner dazu geboren ist oder sich so entwickelt. Auf jeden Fall kann man zwei Umstände während meiner Kindheit dafür verantwortlich machen, daß sie in mir eine lebenslängliche Liebe zum Gärtnern beförderten: einer war der Obergärtner meiner Mutter und mein besonderer Freund, Kowalski, der andere war unser lieblicher, farbenfroher und sonniger Garten, der das Haus umgab, in dem ich die meisten meiner ersten 25 Jahre des Lebens verbrachte.

Zur Zeit als ich ein kleiner Junge war, war Kowalski ein weißhaariger und weißbärtiger "alter Mann"; ich nannte ihn liebevoll "Kochen". Als junger Mann war er aus dem Osten nach Berlin gekommen, und er hatte jahrelang für meinen väterlichen Großvater Otto N. Witt gearbeitet; besonders hatte er meinem Großvater geholfen seine Orchideen zu züchten und zu kreuzen. Noch besitze ich viele Photographien von den Orchideen meines Großvaters in Blüte, jedes Bild mit einem Maßstab neben der Blüte, und unten mit Namen und Datum bezeichnet. Kochen erzählte mir oft, daß er all sein Gärtnern von meinem Großvater lange vor meiner Zeit gelernt hatte; der Großvater war mehrere Jahre vor meiner Geburt gestorben. Als mein Vater und Mutter ihr neues Haus in den frühen zwanziger Jahren bauen liessen, wurde der Garten unter Kowalskis Aufsicht und mit seiner Hilfe angelegt. Er pflegte ihn dann viele Jahre lang. Er zog die Blumen den Gemüsen vor, eine Vorliebe die ich heute noch habe.



Schwester Anna am Springbrett von Francesco Schwimmbassin.

Seine Arthritis, damals Rheumatismus genannt, war einer der Gründe, daß er mir so alt vorkam. Er bewegte sich langsam und konnte sich nur mit Mühe hinknien, aber das hielt ihn nie davon ab, das zu tun, was getan werden mußte. Er hatte auch eine Allergie für Primeln, aber trotzdem züchtete er die schönsten und farbigsten Primeln, die ich je gesehen habe. Jeden Morgen, wenn ich zu ihm in den Garten kam, folgten wir dem gleichen Ritus: Ich fragte ihn: "Kochen, wie geht es Deinem Rheuma?" Dann antwortete er entweder: "Mir geht es gut, dem Rheuma schlecht", oder er sagte "Meinem Rheuma geht es gut, mir gehts miserabel!" Danach lachten wir beide und begannen die Pläne für den Tag zu besprechen. Ich erinnere mich noch an seine Vorschriften, wie einzelne Aufgaben ausgeführt werden mußten. Wir pflanzten Setzlinge aus, verteilten Mist, stellten Pflanzen in den Gewächshäusern und Mistbeeten um, mischten Erde und vieles Andere.

Jeden Tag inspizierten wir das ganze Haus, wobei er darauf achtete, daß frische Blumen in jedem Zimmer standen. Er hatte eine große Vorliebe für Orchideen, die er im heißen Teil des Gewächshauses züchtete; - immer noch fühle ich mich in einem tropischen Gewächshaus mit den besonderen Gerüchen zu Hause. Meine Mutter teilte nicht seine Vorliebe, sie hatte Orchideen ungern, aber sie duldete seine Vorlieben. Ein Mal protestierte sie, wie ich mich erinnere: Er hatte meine Mutter um einen Empfehlungsbrief an einen Bankier in Wannsee gebeten, der einen besonders schönen Garten hatte. Bei der Heimkehr zeigte er uns stolz all die kleinen Pflänzchen und Ableger, die er hinter dem Rücken des Eigentümers "geklaut" hatte. Diese waren für unsere Gewächshäuser und Garten, um den Reichtum an Farben und Formen zu vermehren. Er fand am Stehlen von Pflanzen nichts Böses.

Er kaufte nur selten Pflanzen und verbrachte viel Zeit mit dem Ziehen aus Samen und Ablegern in den Gewächshäusern und Mistbeeten, und er pflanzte sie aus, sowie sie bereit zum Blühen waren. Viele Gartenbeete wurden mehrere Male im Jahr neu bepflanzt. Er erfand neue Farbkombinationen, um meiner Mutter einen Gefallen zu tun, da sie eine farbbewußte Malerin war.

Kochen lebte mit Frau und erwachsenen Sohn und Tochter in einem Häuschen neben unserem. Dies Haus war besonders für ihn gebaut worden, und durch den Keller konnte er die Gewächshäuser heizen und betreten. Für Routinearbeiten hatte er mehrere Helfer im Garten, wie z.B. zum Blätterharken oder Rasenmähen. Die Helfer kamen für den Tag und gingen Abends nach Hause. - Kowalski liebte eine besondere Tabacksorte für seine Pfeife, und ich sparte mein Sonntagsgeld das ganze Jahr, um ihm ein Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenk zu machen. Dieser Taback und eine Flasche Gilka Kümmel für unsere Kinderfrau waren mein Ansporn zum Sparen während des ganzen Jahres.

Der Garten, der unser Haus umgab, ist in meiner Erinnerung besonders schön, viel schöner als die größeren "Parks", die um das Haus der Großeltern und des Großonkels lagen. Ich glaube nicht, daß das eine Erinnerungsfälschung ist; selbst in heutiger Zeit würde mir der Garten gut angelegt und gut gepflegt erscheinen. Als das Haus gebaut wurde, wurde es nahe an die öffentliche Strasse gesetzt, und die Badezimmer, Küche und Diensträume hatten die Fenster da hinaus. Auf der gegenüberliegenden Seite sah man auf Rasen, der gegen den Herthasee hinunterging; und von den meisten Schlaf- und Wohnzimmern sah man in diese Richtung. Aus dem oberen Stockwerk des Hauses fiel der Blick auf alte Obstbäume, die die Eltern meiner Mutter im letzten Jahrhundert gepflanzt hatten, und auf die grünen Wiesen bis zum See.

Die alten Apfelbäume waren besonders schön: im Frühling sahen sie wie Wolken weisser und rosiger Blüten aus, und sie gaben einen honigartigen, herrlichen Geruch ab. Jeder der Apfel-, Birnen-, Kirsch-, Pfirsich- und Pflaumenbäume war von einer anderen Sorte, so daß verschiedene Früchte über lange Zeitperioden reiften. Die Bäume und das Haus ergänzten sich gegenseitig: ein Pflaumenbaum stand so nahe dem Haus, daß seine Äste die Fenster des Spielzimmers im 1. Stock berührten. Mein Vater war stolz darauf, daß er beim Bau des Hauses sorgfältig darüber gewacht hatte, daß kein Ast beschädigt wurde. Der Sandboden der Mark Brandenburg, in der Berlin liegt, war bekannt dafür, daß Obstbäume dort gut wuchsen, und im Frühling verliessen die Berliner die Stadt, um die Baumblüte zu feiern.

Dem See entlang und parallel zum Haus befand sich eine Mauer aus grauem Stein. Sie war so gebaut, daß sie die Wurzeln hängender Stauden festhalten konnte, und im frühen Sommer hingen da Polster leuchtend gelber, roter, blauer und weisser Blumen. Dem See entlang, am unteren Ende der Mauer, lief ein kiesbedeckter Pfad, und zwischen dem Pfad und dem See neigten sich Trauerweiden über den See. Einige dieser alten Bäume neigten sich so tief, daß wir auf den Stämmen hinauflaufen konnten. Im Wasser unter den Trauerweiden blühten blaue und gelbe Iris.

Ein Pfad und Steinstufen führten von der Mitte des Hauses, - dem Gartenzimmer, - hinunter zum See und zu einer Holzbrücke. Wenn man über die Brücke ging, kam man am Fuß des grossen Rasens an, der zum Haus meiner Großeltern hinaufführte. Der Eingang zur Brücke auf unserer Seite war auf beiden Seiten von kleinblütigem Flieder eingerahmt. Diese Büsche stammten aus dem vorigen Jahrhundert vom Haus meiner Urgroßeltern namens "Sorgenfrei" in Charlottenburg. Mein ganzes Leben lang zog ich den altmodischen Flieder den neueren Sorten vor.

Um sich von der Vielfalt und Nützlichkeit des Gartens eine Vorstellung machen zu können, will ich einige seiner Abteilungen aufzählen:- Es gab ein Staudenbeet in herrlichen Farben entlang dem Haus, das hauptsächlich aus Pflanzen der berühmten Gärtnerei Forster Westlich von Berlin bestand. Die strahlenden Blüten hoben sich vom Dunkelgelb der Hausmauer ab.- Die lange Laube war wichtig, die aus Metallstäben gebaut an der äußersten Ecke des Gartens stand; sie war grün angemalt und mit Kletterrosen verschiedener Art überrankt. In einer Kuppel am Ende stand eine Marmorstatue der Diana; wir legten Geschenke aus Beeren und Blumen bestehend in ihre Marmorsandalen.

Es gab Reihen von Gemüsebeeten und Beete für Erdbeeren, Dahlien und andere Schnittblumen. Daneben waren Mistbeete, um die im Winter Mist und Blätter gepackt wurden, und deren Fenster je nach Wetter geöffnet oder geschlossen wurden.- Es gab einen Rosengarten mit Busch- und Hochstammrosen zum Schneiden und lange Gewächshäuser mit heißen und kalten Abteilungen, wo viele Blütenpflanzen für das Haus vorgezogen wurden.- Was für ein Paradies war das für mich als kleiner Junge! Viele unvergeßliche Stunden meiner ersten Zwanzig Jahre verbrachte ich in diesem Garten, und ich maß daran alle anderen Gärten, woimmer ich lebte.

Wenn ich in der Erinnerung vom Garten ins Haus zurückkehre, erscheint vor mir eine andere sehr wichtige Person: Schwester Anna. Zur Zeit meiner Kindheit war sie bereits viele Jahre in verschiedenen Ämtern bei der Familie Mendelssohn gewesen. Sie zog von einem Familienhaus zum anderen, woimmer sie gebraucht wurde. Als mein Großonkel Robert und später 1934 mein Großvater Franz von Mendelssohn einen Schlaganfall hatten, wonach sie teilweise gelähmt waren, wollten sie von Niemandem außer Schwester Anna gepflegt werden; und sie betreute beide bis zu ihrem Tode. Wenn in unserer Familie ein Baby geboren wurde,- und zwischen 1920 und 1930 war das ein häufiges Vorkommnis,- erschien sie und half, belehrte, koordinierte. Wenn eine unserer zahlreichen Kinderfrauen uns verlassen hatte und eine andere noch nicht angekommen war, kam sie und betreute uns 4 Kinder.

Gewöhnlich hatten wir zwei Kinderfrauen, eine für die Jungen und eine für die Mädchen, und sie wechselten häufig. Beinahe alle diese sind jetzt in Vergessenheit geraten, aber wir erinnern uns mit Freude an Schwester Anna. Sie war der einzige Mensch, dem meine Mutter erlaubte uns zu verhauen; und sie schlug kräftig. Wenn wir manchmal wilder und wilder wurden, warnte sie uns mit den Worten:"Ich habe eine wackelige Hand!" und damit konnte sie uns zur Ruhe bringen. Sie war entschieden in ihren Erwartungen, und wir konnten ihren Vorschriften nicht entgehen,- aber wir waren ihrer Liebe sicher. Sie war ein guter Ausgleich für meine vague und sanfte Mutter, mit der sie sich ausgezeichnet verstand.

Wenn man 50 Jahre später von Amerika aus über Schwester Annas Herkunft nachdenkt, so findet man einiges Bemerkenswertes. Sie stand immer ihrer Schwester Hulda nahe, die viele Jahre lang die Jungfer meiner Großmutter war. Hulda zog meine Großmutter an und half ihr bei Vielem. Sie schlief nahe dem Schlafzimmer meiner Großmutter, während die anderen Dienstboten, - mit Ausnahme des Kammerdieners meines Großvaters, - in einem anderen Gebäude lebten. Anna und Hulda waren die Töchter eines königlich-sächsischen Offiziers, also aus einem mittelgroßen Deutschen Königreich. Auf Schwester Annas Schreibtisch stand die Photographie ihres Vaters in voller Uniform, wie er zwischen seinen zwei Töchtern sitzt. Hulda und Anna hingen sehr an ihrem früheren König, und sie erzählten über ihn Geschichten im Sächsischen Dialekt. Wir konnten mit Freude die Geschichten viele Male hören, und wir amüsierten uns über den komisch klingenden Dialekt.

Obwohl etwas von dem Gefühl im Hochdeutschen verloren geht erzähle ich 2 Geschichten als Kostprobe: Eine Geschichte schildert die Weltfremdheit des beliebten Königs. Er hatte offensichtlich immer nur in der verdünnten Atmosphäre des Hofes gelebt, vom Volke abgetrennt, wie das bei Königen üblich war. Ein Mal besuchte er ein Gefängnis, und ein Mörder wurde ihm vorgestellt. Der König fragte, wen er denn ermordet habe, und man erzählte ihm, daß es seine Mutter gewesen war. Er ermahnte den Mörder: "Sie haben Ihre Frau Mutter ermordet? Das tut man aber nicht!" - Die andere Geschichte schildert die Abreise des Königs aus seiner Hauptstadt nach der Revolution von 1918, um in den Ruhestand zu treten. Er hatte immer seine Pflicht getan, aber er freute sich über die Abdankung. Als er aus dem Zugfenster schaute, sah er eine weinende und schreiende Volksmenge, die Auf Wiedersehen sagen wollte. Man erzählt sich, daß er mit besorgter Stimme aus dem Fenster rief: "Ihr seid mir aber schöne Republikaner!" - Uns konnte man die Geschichten wieder und wieder erzählen, wir erfreuten uns am Sächsisch, und wir zitierten die Worte des Königs oft.

Ich liebte Schwester Anna von ganzem Herzen, und sie beeinflusste meine Entwicklung in wichtiger Weise. Ihre Bescheidenheit, Freundlichkeit, Loyalität und Festigkeit waren Eigenschaften, die ich mich nachzuahmen bemühte. Aber ich war nur einer derjenigen, die ihr nahe standen; tatsächlich hatte sie viele "Kinder".



Emma von Mendelsohn, die das Römische Ballett im Teehaus ihrer Eltern malt, nachdem sie es in Berlin im 1910 gesehen hat.



Emma Witt-von Mendelsohn mit ihren vier Kindern (Peter, Ditlef, Moke (Margarethe), Enole in den frühen zwanziger Jahren. Photo von Joel Heinschmann, Traditionales Obere, jedes Jahr wiederholt.

Man erzählte mir, daß sie das Leben eines meiner Vettern gerettet hatte; er war mit einer Hasenscharte geboren worden. Es war unangenehm ein solches Baby anzusehen. Für ihn war es schwierig, Essen aufzunehmen und hinunterzuschlucken. Eine seiner ziemlich kühlen Großmütter hatte beschlossen, ihn verhungern zu lassen, denn sie glaubte, daß er kein wünschenswertes Mitglied ihrer Familie werden würde. Es gab die wohlbegründete Möglichkeit, daß der Zustand vererbt werden könnte. Schwester Anna, die man herbeigeholt hatte um nach ihm zu schauen, pflegte ihn und fütterte ihn sorgfältig bei Tage und in der Nacht. Schließlich konnte man ihn erfolgreich operieren, und er wuchs zu einem gesunden, besonders netten Jungen heran. Dank Schwester Anna gibt es einen guten und intelligenten Menschen mehr in der Welt, der der Stolz seines Berufes ist, und der vielen Anderen geholfen hat. Er hing lebenslänglich an seiner alten Pflegerin.

Lange nach meinen Kindheitstagen sah ich Schwester Anna noch regelmäßig, besonders während dem 2. Weltkrieg. Zu der Zeit war sie buckelig geschrumpft und war von Gelenkrheumatismus verkrüppelt. Sie lebte in ihrer "Stillen Ecke", einer Wohnung in der Stadt Berlin, zusammen mit einer Anzahl unverheiratheter Damen, die sich zwischen Anstellungen dorthin zurückzogen. Sie nähten dort Kleider für die Armen. Immer wenn ich kam, hatte sie ein prächtiges Mahl für mich angerichtet. Damals war das Essen knapp, und ich hatte den Verdacht, daß viel von ihren eigenen Essensmarken und Vorräten für mich verwendet worden waren. Ich brachte ihr immer Kaffee mit, da sie davon abhängig war, und wenn möglich eine Flasche Gilka Kümmel, ihrem Lieblingsschnaps. Nach Ende des Krieges kehrte sie zu ihrem Geburtsort in Ostdeutschland zurück, um dort mit ihrer Schwester Hulda zu leben. Ich sandte ihr Essenspakete und schrieb ihr regelmäßig, bis zu ihrem Tod in den 60er Jahren. Bis zu ihrem Ende erfreute sie mich mit Päckchen mit alten Photographien von meiner Familie und von Reisen und Ausflügen aus früheren Zeiten.

Schwester Anna war sehr verschieden von meiner Mutter, die so ungern Entscheidungen traf. Meine Mutter war ungewöhnlich sanftmütig. Sie wurde nur aggressiv, wenn es sich darum handelte, den Krieg zu bekämpfen. Ihr Lieblingsauspruch war: "Wir werden sehen!" womit sie alle Entscheidungen herausschob. In wesentlichen Dingen war sie wohl fest, aber davon merkte man im täglichen Leben nichts. Die Unentschlossenheit meiner Mutter zwang mich früh, selber Entscheidungen zu treffen.



Schule Birkenhof im Schwarzwald, 1936.

Es folgen zwei Beispiele, wo ich nur etwas über 10 Jahre alt Entscheidungen treffen mußte: Eines Tages sagte ich zu meiner Mutter, daß wir zu alt wären, um noch Kinderfräulein zu haben, daß wir selber auf uns aufpassen könnten. Sie stimmte sofort zu, und die letzten beiden Erzieherinnen wurden entlassen. Es ist mir nicht klar wie lange sie geblieben wären, wenn ich nichts gesagt hätte.- Ein anderes Mal, als meine Grunewalder Schule unerträglich geworden war, da es mehr und mehr antisemitische Lehrer und Schüler gab, erkundigte ich mich nach anderen Schulen. (Siehe hier auch Kapital über Schulen). Ich fand ein Landschulheim in Süddeutschland, das mir geeignet schien, und ich erkundigte mich, wann und unter welchen Bedingungen ich aufgenommen werden könnte. Ich überraschte meine Mutter mit dem ausgearbeiteten Plan. Sie war recht erschrocken, da wir Kinder unsere Schwierigkeiten vor ihr geheim gehalten hatten, und es war das erste Mal, daß einer von uns von zu Hause wegging. Nach kurzem Überlegen stimmte sie zu, und so siedelte ich im Herbst 1935 zur Schule Birklehof im Schwarzwald über,- eine große Veränderung in meinem Leben. Es überraschte mich, daß meine Mutter so schnell zustimmte; aber es zeigte mir, daß sie mir vertraute.

Meine Mutter war der Mittelpunkt unseres Lebens, vielleicht mehr so als bei anderen. Sie war immer da, und sie schuf die Umgebung, in der wir aufwuchsen. Man kann ihre besondere Herkunft besser verstehen, wenn man ihren Namen ansieht: Bei ihrer Geburt 1890 im alten Familienhaus in der Jägerstrasse hatte sie die Namen Emma Clara Josepha Enole von Mendelssohn erhalten. Der Name Emma kam von ihrer väterlichen Urgroßmutter Emma Biarnez, geborene Bernardet, der Frau eines Weingutsbesitzers aus Bordeaux, der das Buch "Les Grands Vins de Bordeaux" geschrieben hatte. Clara war der Name ihrer mütterlichen Großmutter Westphal, geborene Mendelssohn, die die Tante ihres Vaters war und die Frau des Professors für Psychiatrie und Neurologie an der Universitätsklinik Charité in Berlin. Josepha ist die weibliche Form für Joseph und kommt von ihrem Paten Joseph Joachim, dem Geiger, Schüler Felix Mendelssohns und bestem Freund ihres Vaters,- meist Onkel Jo genannt. Der Name Enole kam von ihrer väterlichen Großmutter Enole von Mendelssohn, geborene Biarnez, deren wirklicher Name Marie-Antoinette war, die aber mit dem baskischen Kosenamen Enole gerufen wurde. Sie war die Frau von dem väterlichen Großvater meiner Mutter Franz von Mendelssohn, einem Berliner Bankier, der 1888 vom Kaiser Friedrich III. geadelt worden war.

Von den vier Großeltern meiner Mutter waren 2 Bruder und Schwester: Urenkelkinder des Philosophen Moses Mendelssohn; eine Großmutter kam von Bordeaux nach Berlin; und der vierte war ein Wissenschaftler und Arzt. Die Anhänglichkeit an Bordeaux war stark: die Amme meiner Mutter kam von Bordeaux nach Berlin, denn der Vater meiner Mutter mißtraute der Deutschen Muttermilch etwas (siehe Kapitel über Familiengeschichte).

Die Namen meiner Mutter sind ein Hinweis auf die Geschlossenheit und Abgeschlossenheit ihrer Welt. Ihre Familie beherrschte ihr Leben, bis sie im Alter von 61 Jahren entkam, indem sie von ihrem Sankt Georgenhof, wo über 30 Verwandte "zu Gast" waren, wegzog. Sie zog zuerst in eine kleine Wohnung in Bern in der Schweiz. Wenige Jahre später zog sie mit meiner Frau und mir zum zweiten Mal um, dies Mal nach Amerika. Ihre typische Bemerkung zu der Zeit war: "Petchen, sage niemandem zu Hause etwas davon; ich liebe es hier in Syracuse."

Emma von Mendelssohn ist nie in eine öffentliche Schule gegangen; sie wurde zusammen mit wenigen ausgewählten Mädchen der Nachbarschaft zu Hause erzogen. Privatlehrer, meist Universitätsprofessoren, kamen in ihrer Freizeit nach Grunewald und gaben erstklassigen Unterricht. Nach Ende der Schule kam sie als Lehrling zu Dora Hitz, einer Malerin, einer frühen Sammlerin Japanischer Kunst und einer emanzipierten Frau. 1913 heiratete Emma meinen Vater Felix H. Witt, einen völlig Fremden, in den sie sich verliebt hatte. Bis 1920 war mein Vater meist von Berlin weg: erst im Ersten Weltkrieg, später bei der Türkischen Armee. Zwischen 1914 und 1920 wurden 4 Kinder geboren, zwei Mädchen und zwei Jungen. Als mein Vater nach Berlin zurückkehrte, bereiteten er und sie sich auf den Bau ihres ersten Hauses in Grunewald vor. Vor ihrem Einzug dort wurden sie geschieden.

Das beschützte und traditionsbeladene Leben, in dem meine Mutter zur Dame heranwachsen sollte, sieht von heute aus gesehen fremdartig aus. Man erwartete, daß sie die meisten Haushaltsangelegenheiten Anderen anvertraute. Da sie ihre Kinder über Alles liebte, entstand ein Widerspruch zwischen den Dingen, die sie tun wollte, und denen die sie tun sollte. Als sie mit 61 in die Schweiz zog, veränderte sie ihre Haarfrisur, -die ihr vom Vater nach dem Model seiner Mutter aufgezwungen worden war, - sodass sie nun ihr Haar ohne Hilfe einer Jungfer morgens selber machen konnte. Mit 66 wechselte sie zum ersten Mal im Leben die Windeln bei meiner Tochter Mary, und sie amüsierte sich herrlich dabei. - Was mir so bemerkenswert erscheint ist, daß sie so lange Zeit friedlich ein Leben lebte, das ihr aufgezwungen worden war, und wenn Veränderung möglich geworden war, veränderte sie sich mit 61 ohne Schwierigkeiten.

Noch etwas Anderes wirft ein Licht auf unser damaliges Leben in Grunewald. Es gab immer eine Anzahl Leute, die meist ein Mal die Woche mit uns zusammen Mittagbrot (die Hauptmahlzeit) aßen. Diese Menschen waren uns alle wichtig, denn sie erzählten uns von ihren interessanten Leben, nach denen sie jetzt harte Zeiten durchmachten. Die meisten waren ältere, einzelne Damen, hochbegabt und jetzt sehr einsam.

Ein Besucher war Tante Gaby: Sie war die Bratschistin im Joachim Quartett gewesen, und sie war mit den anderen Musikern durch ganz Europa gereist. Sie konnte über das Leben am Hof des Zaren oder bei der Königin Victoria berichten. Ich glaube, daß sie sich herrlich amüsierte, wenn sie bei uns am Tisch saß und über ihre glorreiche Vergangenheit berichten konnte. Als sie starb hinterließ sie meiner Mutter eine Brosche mit dunkelblauem Email und Diamanten, die sie vom letzten Zaren nach einem Concert erhalten hatte.

Eine andere Besucherin war Tante Eve, in der Jugend eine Freundin unserer Witt-Großmutter Eliza, und wie sie von Spanisch-Deutscher Herkunft. Sie war witzig und unterhaltsam, brachte immer Geschenke mit, die sie selber gemacht hatte, wie ein Glas Orangenmarmelade. Sie erschien uns wie lebende Geschichte.

Wir Kinder schlossen uns den Besuchern gerne an, und wir freuten uns auf ihre Gesellschaft. Ich glaube jetzt, daß diese Besuche wohlgeplante Versuche meiner Mutter waren, diesen einsamen alten Leuten zu helfen, die manchmal kaum genug zu essen hatten. Dies war so unauffällig und würdig ausgeführt, daß es uns Kindern wirkliche Hilfsbereitschaft zeigte.

In späteren Kapiteln werde ich von anderen Ereignissen und Menschen aus dieser frühen Zeit erzählen, wie z.B. Leben in der Schule, Tierliebe, andere Menschen, einschließlich meinem Vater und unsere gemeinsamen Zoobesuche. Aber meine Mutter war der wichtigste Einfluß. Ob das bei anderen Kindern auch so ist, weiß ich nicht. Sie erschuf eine Welt, die mir rückblickend wie das Paradies erscheint. Sie hatte den Bau des schönen Hauses überwacht, in dem wir heranwachsen, und sie hatte die aufregendsten modernen Gemälde an die Wände gehängt. Sie hatte über die Anlage des Gartens gewacht, in dem ich so viel Zeit zubrachte und so glücklich war. Und sie suchte die freundliche Gesellschaft aus, die unsere Welt bereicherte. Bei ihrem geschäftigen gesellschaftlichen Leben blieben ihre Kinder immer das Wichtigste; danach kam an Wichtigkeit Frieden in der Welt und Schönheit und Ehrlichkeit in der Kunst. Wir erfuhren die Resultate ihrer Entscheidungen, und beobachteten das was sie tat und nicht tat, und das leitete uns während des Heranwachsens und Reifens.

Vieles aus dieser Zeit ist vergessen, und Anderes ist von der Erinnerung verzerrt; aber was übrig geblieben ist, bildet die Grundlage meines heutigen Lebens, 60 Jahre später. Wenn ich damals an die Zukunft dachte, so nahm ich an, daß die Welt um uns unverändert weiter gehen würde, und Alles würde im gleichen Rahmen geschehen. Es ist erstaunlich, wie Vieles sich bald veränderte, besonders mit Hitlers Aufstieg in Deutschland, dem 2. Weltkrieg mit der Zerstörung der Grunewald Häuser, und der Nachkriegszeit. Und trotzdem bilden die frühen Erinnerungen immer noch die Grundlage meines heutigen Denkens.

Tante Ele und ihre Familie.

Die Erinnerungen, die ich hier aufschreibe, lesen sich wohl wie ein Märchen; das ist die Art, auf die ich mich an Tante Ele und ihre Familie erinnere. Die drei Menschen in der Erzählung sind nahe Verwandte von mir: ich sah sie öfters während meiner Kindheit, und noch häufiger hörte ich Geschichten über sie oder las in Zeitungen und später in Biographien Berichte über ihr Kommen und Gehen. Zuständigere Leute mögen es fertig bringen, sie vom psychopathologischen Standpunkt aus zu analysieren, oder sie führen ihre turbulenten Leben auf die Größe des geerbten Wohlstandes oder auf eine überalterte Familie mit viel Inzucht zurück. Die Mutter könnte als ein krankhafter Geizhals und bössartiger Mensch bezeichnet werden, die Tochter als eine Nymphomane und der Sohn als Homosexueller. Keine solcher Einstufungen scheinen mir das zu erklären, was ich bezaubert und mit Bewunderung erlebte. Alle drei waren hervorragende Künstler, selbst wenn ihr Charakter und Lebensumstände sie daran hinderten, oft erfolgreich auf der Bühne aufzutreten; sie führten verzauberte Leben, die traurig endeten. Dies ist die Geschichte von Eleonora von Mendelssohn, die zwei Mal die Cousine ersten Grades meiner Mutter war, von ihrem Bruder Francesco und von ihrer Mutter Giulietta von Mendelssohn geborene Gordigiani. Sie sind jetzt alle tot, und sie hinterließen keine Nachkommen; diese Geschichte mag helfen, die Erinnerung an sie zu bewahren.

Es gab ein geheimnisvolles Haus und einen Garten, die an einer Seite an den Garten grenzten, in dem ich aufwuchs (siehe Kapitel "Kindheitsumgebung"). Dies waren unsere einzigen Nachbarn, denn unser Garten war von zwei Seiten vom Herthasee umgeben, auf einer Seite ging die große Strasse entlang, die Berlin mit Wannsee, Potsdam und Werder verband, und nur auf der vierten Seite erhob sich ein hoher Holzzaun bedeckt mit Obstspalieren, über den hinweg wir die Gipfel vieler Bäume und ein großes Haus auf einem Hügel erkennen konnten.

Dieser geheimnisvolle Nachbar, einfach Herthastrasse 1 genannt, war uns Kindern nicht ganz fremd: die Einwohner waren Verwandte von uns, die wir ab und zu trafen. Wenn wir die Brücke über den See zum Garten meiner Großeltern überquerten und uns nach links wandten, kamen wir an ein schmales Eisenthor, durch das man in den Garten von Herthastrasse 1 kam. Das Thor war nie verschlossen, aber man warnte uns, es nicht ohne Erlaubnis zu durchschreiten.

In dem jahrelang ein Uhr hatte, Deshailles war der Vier  
ruhig und starbte kam ein, wobei es nur den Kopf nach dem  
Besteht drehte. Meist lag auf dem Boden ein totes Mohn, das  
Ihr zum nächstlichen Markt diene. Der Anblick der toten Beute  
traf zu der unheimlichen Güterseite des großen Subrogats  
bei.

Der ursprüngliche Eigentümer des Nachbarhauses war mein Großonkel Robert von Mendelssohn gewesen. Als mein Großvater Franz von Mendelssohn in den frühen 1890er Jahren das Land in Grunewald kaufte, erwarb sein Bruder Robert das anliegende Land und baute sein Haus dort. Im Gegensatz zum 8 Jahre jüngeren Franz hatte Robert eine 14 Jahre jüngere Musikerin geheiratet, Giulietta Gordigiani. Nach Erzählungen war Giulietta eine mittelmäßige Sängerin gewesen, als Robert sie überredete auf Klavier umzusatteln. Sie spielte wunderschön und mit viel Feuer. Ihr Vater war ein Maler gewesen, ihr Großvater ein Komponist, was darauf schließen läßt, daß sie von einer künstlerisch begabten Familie kam. Robert und Giulietta hatten zusammen 3 Kinder, von denen keines Kinder hatte. Eine Tochter, Angelika, starb früh, die beiden anderen wuchsen heran und führten aufregende Leben weit von unseren entfernt. Solange Tante Giulietta anwesend war, waren Tochter und Sohn, die mir sonst sehr erwachsen vorkamen, in Tränen und versteckten sich so gut wie möglich, was mich sehr erstaunte.

In ihrer Abwesenheit, wenn die zwei nicht auf Reisen oder in ihrem zweiten Haus, einem Wasserschloß in Österreich, waren, führten sie relativ ruhige Leben. Man konnte oft über sie in Klatschmagazinen oder Zeitungen lesen, z.B. dem Querschnitt, von dem ich vor Kurzem ein Heft bekam, das über ihre gesellschaftlichen Aktivitäten berichtete. Wenn man den beiden einen Beruf zuschreiben konnte, so war Eleonora (die nach der Freundin ihres Vaters Eleonora Duse benannt war) eine Schauspielerin auf der Berliner Bühne, und Francesco spielte das Cello. Ich zweifelte niemals daran, daß beide künstlerisch hochbegabt waren; aber sie lebten nie die "normalen", arbeitsreichen Leben, die ihnen erlaubt hätten, in ihren Berufen erfolgreich zu sein. Ich glaube, daß sie immer an den Folgen ihres exzentrischen Aufwachsens litten, und daß sie von früh an beinahe unbegrenzte Mengen Geldes und anderen Besitz hatten.

Auf seine Weise hatte Francesco Tiere gerne; aber es scheint, daß er sie nach einer Weile vergaß und dann den Dienern die Fürsorge überließ. Früher oder später gab es eine Katastrophe, und dann mußten die Tiere entfernt werden.- Wenn wir den verzauberten Garten durch die schmale Eisentür betraten, kamen wir in ein dichtes Gebüsch und unter große Bäume. Unter den Büschen stand ein Metallkäfig, in dem jahrelang ein Uhu lebte. Gewöhnlich saß das Tier ruhig und starrte uns an, wobei es nur den Kopf nach dem Besucher drehte. Meist lag auf dem Boden ein totes Huhn, das ihm zum nächtlichen Mahl diente. Der Anblick der toten Beute trug zu der unheimlichen Düsternis des großen Raubvogels bei.

Ein anderes Mal hatte Francesco eine Herde Afghanischer Windhunde erworben. Eines Tages gelang es ihnen über den Zaun in unseren Garten vorzudringen, und sie töteten alle unsere Meerschweinchen. Wir empfangen sofort Entschuldigungen und neue Meerschweinchen, und ein neuer, höherer Zaun wurde gebaut. Nie sah ich Francesco zusammen mit den Hunden, und ich glaube, daß er sie vergessen hatte, lange ehe sie abgeschafft wurden. Ein kleines, hellbraunes Windspiel von Francesco war dagegen lange unser Freund.

Mehrere Jahre lang, beginnend in den späten zwanziger Jahren, besaß der Nachbargarten für uns eine besondere Anziehung: ein großes Schwimmbassin. Damals war ein Bassin dieser Größe ein extravaganter Bau; und so viel ich weiß war selbst im wohlhabenden Grunewald kein anderes der Art. Mein Großvater hatte das Bassin mitfinanziert unter der Bedingung, daß wir es zu bestimmten Stunden benutzen durften. Es machte uns großen Spaß, vom Sprungbrett zu springen und unter und über Wasser zu schwimmen.

Zu anderen Zeiten war das Gebiet für uns gesperrt, und wir sahen nur selten von Weitem die jungen und oft berühmten Schauspieler und anderen jungen Männer, die Francescos Kreis von Freunden bildeten.

Für den Winter hatte Francesco ein besonderes Badezimmer bauen lassen, das im großen Haus neben seinem Schlafzimmer lag. Die Decke und alle vier Wände des Badezimmers waren völlig mit Spiegeln bedeckt, in denen man sich viele Male bis in weite Ferne sehen konnte. In der Mitte stand erhöht auf zwei Stufen eine Römische Marmorbadewanne mit neuzeitlichen Wasserhähnen. Wir entdeckten dies Zimmer zufällig auf einer der heimlichen Erforschungsexpeditionen durch das Haus.-Wir unternahmen solche Expeditionen nur, wenn wir sicher waren, daß niemand zu Hause war. Neben dem Badezimmer fanden wir zu unserer Belustigung Francescos Anziehzimmer mit langen Reihen von Schränken, in denen eine riesige Zahl leuchtend gefärbter Hemden hing. Die Entdeckung gab uns Einblick in einen großartigen Lebensstil, von dem wir, die wir in Preussischer Einfachheit erzogen waren, nur wenig verstanden.

Francescos ältere Schwester, Tante Ele, war uns vertrauter. Sie war eine besondere Freundin ihrer Cousine, meiner Mutter, und die beiden besuchten sich gegenseitig. Sie war immer nett zu uns, aber blieb immer jemand aus einer anderen Welt, in die sie sich zurückzog, wenn wir sie nicht sahen. Nur ein Mal sah ich sie auf der Bühne in einem Stück von Shakespeare unter Reinhardts Direktion in Berlin. Ich erinnere mich deutlich, daß ich während der Vorstellung sie immer als meine Tante sah, nicht als eine fremde Prinzessin. Ich akzeptierte nie die Illusion, die mit dem Stück verbunden war. Dabei weiß ich nicht, ob es schlechte Schauspielkunst war, oder die Tatsache, daß ich sie so gut kannte, die mir die Illusion zerstörte.

Tante Ele war sehr schön. In Büchern, die vor Kurzem herauskamen, wird sie immer die "schöne Eleonora von Mendelssohn" genannt. An vielen Stellen standen Bilder von ihr, und ihre Photographien waren in den Privatzimmern meiner Mutter und Großmutter. Sie war nach ihrer Patentante Eleonora Duse genannt worden; diese große Schauspielerin war die Freundin des Dichters d'Annuncio und von Tante Eles Vater Robert. Sie sah ein wenig wie "die Duse" (wie sie genant wurde) aus, besonders wie in der Photographie über dem Bett meiner Mutter, auf die die Duse Grüße an ihre Freundin "Emmchen" mit der Hand geschrieben hatte. Es gab ein großes Gemälde, ein Portrait einer Dame von Sir Joshua Reynolds gemalt, das im oberen Wohnzimmer meiner Großmutter hing. Lange dachte ich, daß dies ein Portrait von Tante Ele sei, obwohl es sicher nicht wegen dieser Ähnlichkeit, sondern als Meisterwerk des Malers gekauft worden war.

Einen Sommer in den späten 1920er Jahren verbrachten wir einen Teil unserer Sommerferien in Tante Eles Wasserschloß im Salzkammergut in Österreich. Zu der Zeit war sie bereits mit dem Schweizerischen Pianisten Edwin Fischer verheirathet gewesen, und sie war bereits wieder von ihm geschieden. Nach der Scheidung besuchte meine Mutter ihre Cousine in Kammer in Österreich. Bei der Ankunft teilte die Jungfer meiner Mutter mit, daß Frau von Mendelssohn gerade zur Dorfkirche gegangen sei, um sich wieder zu verheirathen. Die neue Ehe mit dem Verwalter der Landwirtschaft von Schloß Kammer war offensichtlich einer ihrer plötzlichen Entschlüsse.

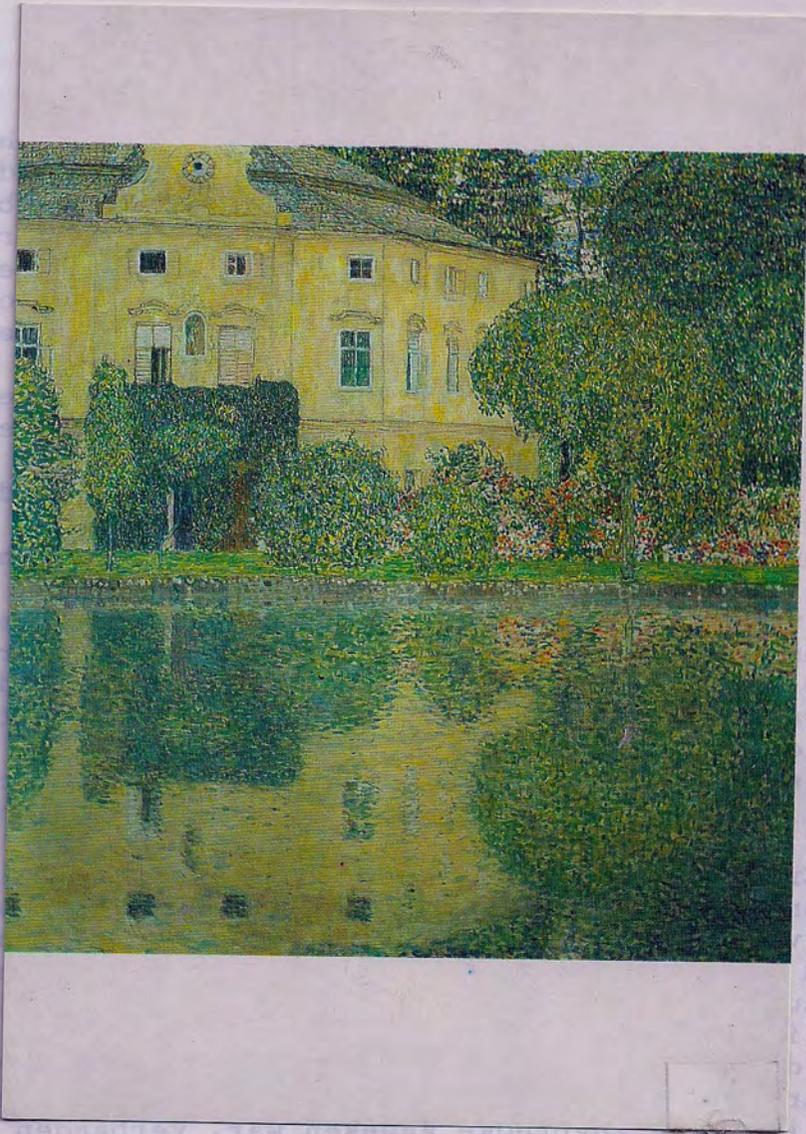
Ihr zweiter Mann, Emmerich von Jessenski, war ein sehr gut aussehender, weißhaariger, früherer Österreichisch-Ungarischer Kavallerieoffizier. Er war uns viele Jahre lang ein guter Freund. Ein Teil seines Ruhmes bestand darin, daß man sich erzählte, daß ein Teil seines Schädels und eine Kniescheibe aus Silber wären. Dies war ihm eingesetzt worden, um Wunden des Ersten Weltkriegs zu verdecken. Jeder hatte ihn gerne, wenn er in dunkelroter Sammetveste mit Silberknöpfen unter einer Tweedjacke auftauchte, und wenn er mit seinem Ungarischen Akzent abenteuerliche Geschichten erzählte. Wir nannten ihn Onkel Jessie.

Das Schloß in Österreich, in dem wir unsere Sommerferien in den 1920ern verbrachten, steht noch. Es ist ein sehr schönes und interessantes Gebäude. Es bedeckt den größten Teil einer kleinen, runden Insel in einem blaugrünen Bergsee namens Attersee. Zur Zeit als es gebaut wurde, vor vielen hundert Jahren, hatte es zu einem Kloster gehört, und die meisten Zimmer im ersten Stock waren quadratische, große Zellen. Durch 6 meter dicke Mauern sah man auf allen Seiten auf den See und die fernen Berge hinaus. Gegenüber der Mauer mit dem Fenster war eine schwere Holztür, die auf einen Korridor führte. Dieser Korridor führte im Parterre ganz um den quadratischen Hof herum, und man sagte, daß er weit genug wäre, daß man mit einem vierspännigen Wagen darin fahren könnte.

Besonders eindrucksvoll war die Gastfreundlichkeit, die Tante Ele und Onkel Jessie ausübten, wenn sie dort wohnten. Da es so viele ähnliche Zimmer gab, hatte jedes Zimmer eine Nummer, und ein neuer Gast wurde informiert, daß er oder sie sich ihre Zimmernummer merken mußten. Eine Ecke jedes Zimmers war durch einen Vorhang abgeteilt, und hinter diesem befand sich ein modernes Badezimmer. In den tiefen Fensternischen gegen den See hin standen große Couch-Betten, auf denen man liegen und über den See auf die Berge sehen konnte.

Im Erdgeschoß waren große Wohnzimmer, ein Eßzimmer, Bureaux und eine Halle. In der fernsten Ecke der Halle war ein Clo, vor dem ein Wandschirm stand, und wenn man darauf saß, wenn jemand durch die Halle kam, mußte man einen Warnruf ausstoßen. Dies schien mitr ebenso vernünftig wie ungewöhnlich. Bei unserem Besuch wurden uns große Wandgemälde gezeigt, die vor Kurzem entdeckt und renoviert worden waren.- Ein langer Damm und eine Brücke, die wohl ursprünglich eine Zugbrücke gewesen war, verbanden die Insel mit dem Hof, der am Ufer des Sees lag. Wenige Jahre später soll zwischen dem Parterre und ersten Stock eine zugemauerte Etage entdeckt worden sein, wo man im Dreissigjährigen Krieg Silber, Teppiche und Bilder versteckt hatte.

Eine besondere Anziehung von Kammer war die große Herde wunderschöner Milchkühe. Sie standen in ihrem Stall in einem alten Refektorium, in dem Säulenreihen Bogen stützten. Am Ende der Halle hing das Portrait von Tante Eles Lieblingsstier, Caesar. Das Portrait war von meiner Mutter gemalt worden und war das einzige Tierportrait, das sie je gemalt hatte. Sie hatte es zur Hochzeit geschenkt. Man erzählte sich, daß Caesar so stark war, daß er jede Kette brechen und jeden Stall umstoßen konnte. Wenn er das tat und entkam, wurde Tante Ele gerufen. Man sagte, daß sie der einzige Mensch war, der ihn zum Stall zurückführen konnte. Dies ist eine Szene aus meiner Einbildung, die ich nie in Wirklichkeit beobachtet habe.



Schloss Kammers am Ahrsee, painting by Gustav Klimt.

Oft wurden die hellbraunen, großen Kühe hinübergetrieben, um auf der Insel um das Schloß zu grasen. Es passierte nicht selten, daß eine sich in ein Parterrezimmer verirrte und ein oder zwei braune Häufchen auf einem Persischen Teppich hinterließ. Dies passierte so oft, daß niemand sich darüber aufregte.- Es war schon ungemütlicher, wenn eine Kuh sich einem Gast nahte, der auf einem Liegestuhl in der Sonne saß, und wenn sie am Menschenhaar zu knabbern begann. Mein Bruder und ich waren besonders zufrieden, als wir bemerkten, wie eine Kuh das Haar unserer Schwester Enole zu essen versuchte. Als Enole rief: "Peter, laß diese Späße!", konnten wir nur verletzte Unschuld fühlen.

Die ganze Lage des Schloß Kammer war wunderschön zum dort leben. Obwohl es den Sommer in dem wir da waren, wie sonst in Österreich, sicherlich oft geregnet hat, erinnere ich mich nur an sonnige Tage. Das Schloß war sehr groß, aber besonders einfach im Grundriß, quadratisch, um einen quadratischen Hof, auf der runden Insel. Ein Bogentor führte vom Damm durch einen Flügel in den Hof, und man konnte ankommende Gäste vom Fenster aus beobachten. Das Gebäude war viele hundert Jahre alt; es gab 99 Fenster; die Zahl hatte entweder mit einem Aberglauben zu tun, daß hundert Fenster oder mehr zu herausfordernd wären; oder es wurde erzählt, daß in früheren Zeiten bei mehr als 100 Fenstern mehr Steuern gezahlt werden mußten.

Tante Ele's Gäste waren meist Schauspieler, einige wie Elisabeth Bergner sehr berühmt, andere noch jung und vielversprechend. Die Bergner schreibt in einer vor Kurzem erschienen Autobiographie bewundernd und zugleich kritisch des Längeren über Tante Ele. Es gab auch Schriftsteller und Hollywood Produzenten. Diese waren die einzigen Menschen aus Hollywood, die ich je im Leben getroffen habe. Zwei Jungen aus Hollywood in unserem Alter spielten mit uns, und ich sah später ihre Namen auf Filmtiteln. Viele interessante Leute kamen dauernd an oder fuhren ab, und ies erstaunt mich nicht, wenn ich jetzt, 50 Jahre später, noch in Erinnerungsbüchern über die Gastfreundlichkeit in Kammer lese.

Wir Kinder fühlten uns nie verlassen oder gelangweilt. Die beiden älteren Schwester hatten genug mit Bewundern der Schauspieler zu tun; und die Erwachsenen waren nett zu uns und liessen uns alleine, und das war ein Zustand, den die Witt-Kinder genossen.

Mein Vetter Franz von Haimberger hatte andere Ansichten. Als er von Rindbach, wo seine Eltern und Großeltern Sommerhäuser hatten, herüber kam, brachte er eine große Sammlung von Flaschenkorken mit. Als man ihn danach fragte, sagte er, daß er Spiele mit den Korken erfunden hätte, die er in Kammer spielen konnte, wenn er sich langweilte. Ich weiß nicht, warum gerade diese Bemerkung mir noch in Erinnerung ist; es deutet wohl auf die Unterschiede zwischen seinen und unseren Ansichten hin.

7

Nach diesem Abend war ich Tante Giulietta nicht mehr  
Ich erinnere mich besonders an einen Morgen, als Tante Ele weinend zum Frühstück herunterkam. Alle Gäste waren verstört, und Viele versuchten für ein oder zwei Tage wegzukommen. Es stellte sich heraus, daß Tante Ele's Mutter, Tante Giulietta, am Abend vorher angekommen war. Wie gewohnt, hatte sie laut geschrien und Alles und Alle kritisiert. Ich fand sie überwältigend, aber hatte nie Angst vor ihr. Obwohl sie eindrucksvoll anzusehen war und es viele Geschichten über ihre Verrücktheit gab, war sie völlig verändert, wenn sie sich ans Klavier setzte und spielte. Wenn sie ihr wildes Temperament in ihr Spielen steuerte, wurde sie wirklich schön und liebenswert. Sie war eine große Musikerin, die im Körper eines weniger großen Menschen lebte.

Nach dem Sommer in Kammer in den späten Zwanziger Jahren, sah ich Tante Giulietta nur noch wenige Male. Zum letzten Mal sah ich sie, als sie in den frühen Dreissiger Jahren nach Berlin kam, um in der Singakademie ein Konzert zu geben. Das war einer der großen Konzertsäle, in dem bereits Felix Mendelssohn vor über 100 Jahren zum ersten Mal die neuentdeckte Matthäuspassion von Bach aufgeführt hatte. In diesem Konzert sollte sie ihren 30 Jahre jüngeren Freund, den Cellisten Gaspar Cassado, begleiten. Zu der Zeit regierte Hitler bereits in Deutschland, und Juden und andere "Fremdkörper" wurden oft im Druck oder in Person angegriffen. Kurz vorher hatte ein Boykott jüdischer Geschäfte in Berlin stattgefunden, und mein Großvater Franz von Mendelssohn war bei Hitler gewesen, um ihm über das Entsetzen der Berliner Kaufleute zu berichten und zu fragen, was getan werden könnte, um Ähnliches in Zukunft zu verhindern. Franz hatte das Amt "Ältester der Berliner Kaufmannschaft" geerbt und sprach somit für Alle. Hitler hatte ihm mitgeteilt, daß er nichts von der ganzen Sache wüßte, und daß Goehring für solche Sachen zuständig sei. Folglich fürchtete man, daß Tante Giulietta, die als Giulietta von Mendelssohn-Gordigiani angekündigt war, unterbrochen oder sogar öffentlich angegriffen werden könnte. Sofort schloß sich die ganze Familie zusammen, und alle scharten sich um sie um zu helfen, und, falls nötig, Tante Giulietta und Cassado beim Konzert zu beschützen.

Als wir mit unserer Mutter am Abend des Konzerts bei der Singakademie ankamen, fanden wir, daß unsere Vettern, Cousinen und Tanten und selbst entfernte Verwandte die Hälfte der Sitze in der Konzerthalle besetzt hatten. Der Rest der Sitze war von einer scheinbar sympathisierenden Menge besetzt. Tante Giulietta betrat aufrecht wie eine Königin die Bühne, gefolgt von Cassado. Die Musik von Beethoven, die sie in der Stimmung einer Herausforderung spielte, klang für mich so schön, daß ich glaube sie noch immer zu hören. Als sie die Bühne aufrecht und sehr langsam verließ, stolperte sie einen Moment; aber das nahm nichts von dem Gefühl weg, daß wir gerade das Abschiedsconcert einer großen Künstlerin von ihr gehört hatten.

Nach diesem Abend sah ich Tante Giulietta nicht mehr wieder, aber von Zeit erreichten uns Geschichten in Berlin von Florenz über die Schwierigkeiten, die sie mit Mussolinis Regierung hatte. Offensichtlich hatte sie dabei immer den Diktator besiegt.- Ein Mal hatte sie von ihrem Sohn Francesco ein Telegtramm bekommen,- die beiden verständigten sich nur durch Telegramme,- daß er einen Bandwurm hätte. In ihrer Antwort wies sie darauf hin, daß es bei der Behandlung am wichtigsten wäre, den "Kopf" loszuwerden. Dies wurde offensichtlich von Mussolinis Geheimpolizei so interpretiert, daß eine Verschwörung gegen das Staatsobehaupt geplant war. Die Polizei kam zu ihrem Tor. Man erzählte sich, daß sie sie schnell und erfolgreich hinausschmiß.

Mein Onkel Robert von Mendelssohn, ihr Neffe, war bei ihrem Begräbnis dabei. Man wußte, daß sie immer noch sehr wohlhabend war, besonders weil sie mit zunehmendem Alter weniger und weniger ausgab. Ihre zahlreichen Italienischen Verwandten erschienen zur Testamentsverlesung in der Hoffnung, daß sie erben würden. Es stellte sich heraus, daß sie das Stradivarius Cello ihres Mannes Cassado vermacht hatte, und alles Andere einem Heim für arme Künstler in Florenz. Sie schockierte die Welt zum letzten Mal!

Tante Ele sah ich noch mehrere Male nach dem Sommer in Kammer. Sie liebte besonders meine Großmutter, ihre "Tante Mieke". Meine Großmutter hatte immer Zeit, Liebe und Rath für ihre wilde Nichte. Jedes Mal wenn ich sie sah, sah Eleonora verschieden aus. Ein Mal sah ich ihr schönes, schwarzgerahmtes Gesicht stark geschminkt, und das dunkle Haar war kurzgeschnitten und rot gefärbt. Sie sah mehr wie ein Clown als wie eine Italienische Schönheit aus. Sie sprach leise, aber mit dem alten Feuer. Man sagte, daß sie damals viel Morphium benutzte.

Damals war sie schon lange von Emmerich von Jessenski geschieden, und sie hatte ihm Kammer als Abschiedsgeschenk gegeben. Ele zog mit ihrem Bruder zusammen aus Deutschland und Österreich weg, nach New York, und dort traf sie oft Onkel Jessie, ihren früheren Mann, der eine Amerikanische Erbin gehairathet hatte. Da Tante Eles neuer Mann und Onkel Jessie's neue Frau gewöhnlich spät aufstanden, sollen sie oft zusammen gefrühstückt haben.

Eine Tante von mir, die viele Jahre später Österreich besuchte, erzählte von einem Hausconcert, dem sie in Kammer beigewohnt hatte. Dabei erschienen der jetzt sehr alte Onkel Jessie mit seiner Amerikanerin als Besitzer des Schlosses, und sie zeigten ein Kindchen vor, das sie zusammen gehabt hatten.

Nachrichten über Tante Ele kamen jetzt nur noch auf Umwegen aus Amerika wegen des Krieges. Eines Tages erschien bei meiner Großmutter der wohlbekannte Schauspieler Rudolf Forster, der gerade aus Amerika den einzig noch möglichen Weg über China und Sibirien gekommen war. Er erzählte, daß auch er mit Tante Ele verheirathet gewesen war, und sie waren bereits wieder geschieden. Er brachte besondere Grüße von Tante Ele an ihre Lieblingstante.

Meine ältere Schwester Margarethe, genannt Motte, war 1935 nach New York gezogen, um Heinz Schneider zu heirathen. Sie waren beide aus Berlin, aber durften in Deutschland wegen der Rassengesetze nicht heirtaken. Heinz hatte eine Jüdische Mutter und einen Nichtjüdischen Vater, Motte 3 Jüdische Ururgroßeltern. Sie beschlossen in Amerika zu heirathen, und mein Großvater hatte vor dem Krieg an einen befreundeten Bankier in New York geschrieben, daß er Heinz eine Stelle anbieten möchte. Die beiden heirtaheten dort drüben und lebten danach in New York. Motte sah Tante Ele öfter, und sie wurden Freundinnen. Die erste Tochter von Motte erhielt den Namen Eleonora. Tante Ele hatte in letzter Heirath einen Berliner Freund ihres Bruders geheirathet. Dieser vierte oder fünfte Ehemann machte seinem Leben ein Ende, indem er aus dem Fenster ihrer Wohnung sprang.

Eine der letzten Geschichten, die wir über sie hörten war, daß sie Toscanini aus Begeisterung über ein herrliches Concert ihren Cezanne geschenkt hatte. Sie war bis zum letzten Moment großzügig.- Sie starb in New York kurz nach dem Krieg; es war entweder eine zu hohe Drogendosis oder Selbstmord: ich war nie sicher was.

Schließlich war Francesco der einzig Überlebende der Familie von drei. Er hatte Jahre in einem privaten New Yorker Psychiatrischen Spital verbracht, in das er angeblich als Schutz vor Polizeiverfolgung eingewiesen worden war, wegen seiner Freundschaften mit jungen Männern. Als er endlich herauskam, heirathete er seine Ärztin, und die beiden überlebten Francescos Mutter und Schwester.

Dies sind nur kurze Skizzen aus meiner Erinnerung, einige nur entfernt miteinander verbunden, nicht ein Mal in besonderer Ordnung vorgetragen. Die Bruchstücke sind zusammengestellt in der Hoffnung, daß sie im Leser das Bild von drei Menschen, die ich bewunderte, heraufbeschwören, und die jetzt alle tot sind,- Erinnerungen aus lange vergangenen Zeiten,- und aus meist weitentfernten Gegenden. Das Bild muß unvollständig bleiben; doch hoffe ich, daß der Leser vom Zauber gefangen worden ist, den ich erlebte. Hier waren drei Menschen, die in den Worten von Baudelaire "ihre Seele in die vier Winde geworfen" hatten und volle Leben mit vielen Höhen und Tiefen lebten. Ich liebte es, sie zu beobachten, Geschichten über sie zu lesen,-über ihre extravaganten Ausschweifungen, ihre Großzügigkeit. Für mich ist die Welt reicher geworden durch die Erinnerungen, die ich an Tante Ele und ihre Familie habe.

Tiere die ich kannte und liebte.

Obwohl alles Lebendige für mich eine ununterbrochene Quelle von Erstaunen und Freude gewesen ist, sind Tiere in meinem Leben wichtiger als Pflanzen gewesen. Dem Gesetz nach "gehörten" sie mir; aber man kann wohl ein anderes Lebewesen nicht besitzen,- man erfreut sich an ihrer Nähe und ihrer Gesellschaft, und man hat das Privileg, sich um ihr Wohlbefinden zu kümmern. Viele Tiere habe ich für lange Zeitperioden untergebracht und versorgt.

Meine Tierliebe ist besonderer Art. Ich habe immer gerne über Tiere gelesen, ihre Bedürfnisse und Gewohnheiten kennengelernt. Zum allgemeinen Wissen habe ich meine eigenen Beobachtungen gefügt, und dann wurde ich ein Fachmann für diese Tierart. Genaue Kenntnis ist dann oft der erste Schritt zur Liebe.

Mensch und Tier können in vielen verschiedenen Beziehungen zueinander stehen. Ich kann mich nicht dafür begeistern, in den Wald zu gehen und stundenlang zu warten, bis ein seltener Vogel auftaucht. Die Natur ungestört zu beobachten kann manchmal interessant sein, aber in meiner Freizeit nahm diese Beschäftigung keinen wichtigen Platz ein.

Auch habe ich mich nicht begeistert den Tiersammlern und Systematikern zugesellt. Man kann sich begeistern und eine Arbeit darüber schreiben, wenn man eine neu entdeckte Art beschreibt, die eine Variation auf ein bekanntes Thema bildet. Nach Darwins Theorie über den Ursprung der Arten, fügt die Entdeckung eines neuen Tieres ein Glied in den Stammbaum der Lebewesen ein, und das bildet einen wichtigen Zusatz zu unserem Wissen. Als ich dagegen mit Spinnen arbeitete, war ich damit zufrieden in 30 Jahren nur 2 Arten zu untersuchen; ich machte keine Anstalten, nahe Verwandte zu finden und zu identifizieren.

Zwei Probleme im Leben der Tiere haben meine Aufmerksamkeit gefangen genommen: ich züchte gerne Tiere, möglichst über mehrere Generationen; und ich erfreute mich daran, ihr Verhalten zu beobachten und zu analysieren. Viele Leute, zum Beispiel Liebhaber von Hunden und Pferden, züchten bekanntlich gerne Tiere. Sie können zu absurden Extremen gehen, wenn sie am Ende Tiere hervorbringen helfen, die kaum noch lebensfähig sind. Einige wunderschöne Bulldoggen können kaum noch atmen; und Bedlington Terrier sind fast ausgestorben, weil sie viele Mittelohrkrankheiten haben, die durch ihre enge, schafartige Kopfform begünstigt werden. Meine eigenen Zuchtziele werde ich beschreiben, wenn ich zu den Jahren meiner Züchtung von Ziegen gelangen werde; sie bestehen grundsätzlich in einer Kombination von Eigenschaften: Produktivität (z.B. Milch), kräftigen Körpern, Schönheit und Sanftmütigkeit. Eines ohne die Anderen scheint mir ungenügend.

Verhalten,- das mich besonders interessiert,- kann man als die Art definieren, in der das ganze Lebewesen sich auf einen Reiz hin benimmt. Wenn man Verhalten analysieren will, beobachtet man das Tier in verschiedenen Situationen,- manchmal die Reaktion auf vom Beobachter verursachte Reize,- sodaß man Schlüsse auf das Funktionieren innerer Triebe und Nerventätigkeit ziehen kann. Diese kann der Organismus im früheren Leben erworben haben, oder er ist mit ihnen geboren.

Meistens sehen wir das Zusammenspiel von beiden, Ererbtem und Folgen von Erfahrung. Um Eines vom Anderen zu trennen wollten wir in meinem Laboratorium herausfinden, welche Rolle die Erfahrung im komplexen Bau eines geometrischen Radnetzes einer bestimmten Spinnenart spielt. Mehrere hundert Nachkommen eines Spinnen-Paares, die, wie man annimmt, ähnliche Anlagen haben, wurden in mehrere Gruppen unterteilt. Jede Gruppe wurde verschieden großgezogen, das heißt verschiedenen Erfahrungen ausgesetzt. Es wird später berichtet werden, ob wir Unterschiede im Netzbauverhalten der Gruppen fanden; hier ist es nur als ein Beispiel für Verhaltensforschung erwähnt.

Als ich Ziegen züchtete, wählte ich Zuchttiere immer nach besonders hoher Milchproduktion aus, die außerdem starke und gesunde Körper besaßen, gut aussahen und sich sanft benahmten. Viele Züchter beachten nicht dies alles.

Mehr als Alles habe ich Tiere geliebt; meist einzelne Individuen. Nachdem meine Eltern in den frühen Zwanziger Jahren, als ich noch ein kleiner Junge war, sich hatten scheiden lassen, besuchten wir meinen Vater jedes Wochenende, wie es vom Richter angeordnet worden war. Beinahe jede Woche verbrachten wir einen Nachmittag mit unserem Vater im Zoo, den er besonders liebte, und wo wir uns auch wohlfühlten. Als häufige Besucher und Aktionäre des Zoos,- wir hatten jeder von unserem Vater eine Zooaktie erhalten,- fingen wir an viele Tiere gut zu kennen, und wir schlossen Freundschaft mit den Wärtern.

Meine Schwestern, mein Bruder und ich werden uns immer an unseren besonderen Freund, Herrn Liebetreu, erinnern, der die Schimpansen zu versorgen hatte. Sobald wir am Affenhaus eintrafen, klingelten wir an seiner Wohnung, und er kam heraus und nahm uns in die Käfige. Für die anderen Zoobesucher muß es merkwürdig ausgesehen haben, wenn sie uns 4 Kinder in den Affenkäfigen sahen. Wir spielten mit den Tieren, und wir lernten sie alle recht gut kennen. Es war die Höhe des Vergnügens, und es wurde von uns noch jahrelang besprochen, als einer der Schimpansen von meiner jüngeren Schwester den Hut stahl und mit ihm auf die höchste Sitzstange entfloh.- Diese Besuche trugen sicher dazu bei, daß ich mich mit Tieren zu Hause fühlte. Mein ganzes Leben lang habe ich mich ihnen ohne Furcht genähert.

In meinen Erinnerungen sind Tiere so wichtig, daß ich mich oft an ein besonderes Tier länger als an einen Menschen erinnere; wenn mir jemand Unbekanntes sagt, daß er mich schon früher getroffen hat, sage ich oft rücksichtsloser Weise, daß ich mich besser an Tiergesichter erinnere als an Menschen. Ich habe viel über diese Vorliebe nachgedacht, und ich kann den Ursprung teilweise als Erbanlage identifizieren: ich kann Tierliebhaber in der Familie meiner Mutter und noch mehr in meines Vaters Familie finden. Die väterlichen Vorfahren bis zu meinem Urgroßvater züchteten bekanntlich Hollsteinische Kühe etwa tausend Jahre lang. Tierliebe ist in meinen Verwandten beinahe mit Sicherheit zu erwarten.

Ein Beispiel wird diese Behauptung beleuchten. Vor vielen Jahren kam ich auf einer Vorlesungsreise nach Vancouver an der entfernten Westküste Canadas. Es war mir bekannt, daß eine väterliche Cousine, Doris Witt, dort lebte. Ich hatte sie nur wenige Male in meinem Leben gesehen, wollte aber nun die Gelegenheit benutzen, sie zu besuchen. Sie war in China als die Tochter des ältesten Bruders meines Vaters geboren und herangewachsen, - weit von uns entfernt. Als ich sie anrief, lud sie mich in ihr Haus ein, das in einer Vorortsstrasse mit engen Häusern auf beiden Seiten lag. Sobald ich in die Strasse einbog, fiel es mir auf, daß ein Haus besonders hervorstach: Tiere spielten vor dem Haus und schauten aus allen Fenstern. Es stellte sich heraus, daß meine Cousine dort wohnte; sie war ein ebenso starker Tierliebhaber wie ich, obwohl wir nicht unter ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen waren.

Die ersten Tiere, die ich versorgte, waren kleine Fische in einem Aquarium: ich versuchte sie zu züchten. Einer meiner Vettern, der schon lange tropische Fische gezüchtet hatte, gab mir einige Guppies und warnte mich, daß sie lebendgebärend wären, und ich bald kleine Fische erwarten könnte; sie legen keine Eier. Ich vertiefte mich in Bücher über tropische Fische, ihre Fütterung und ihre Lebensbedingungen. Ich erinnere mich genau an den Tag, als die ersten Jungen ankamen: Als ich ins Aquarium schaute, sah ich kleine Fischchen vom Bauch der Mutter auf den Kiesboden des Aquariums fallen. Sofort rannte ich zum Haus meiner Großeltern, um meinen Vetter zu fragen, was nun zu geschehen hätte. Als ich ankam, fand ich ihn mit der ganzen Familie beim Mittagessen am Tisch sitzend. Ich rannte zu ihm und erzählte die aufregenden Neuigkeiten: man kann seine Reaktion in den Worten: "So was!" zusammenfassen. Seitdem haben viele Tiere in meinem Beisein Junge bekommen. Ich habe herausgefunden, daß sie meistens gut alleine damit fertig werden.



Ecke in meinem Grönwaldes Schlafzimmers mit Vogelkäfig und Aquarien.



Mein Pommes Delfel und ich mit einigen unserer Meerschweinchen ("Männchen-im-Fracks" weiter von links).  
Foto von Wäändchen.

Nach dem Erfolg mit den lebendgebärenden Guppies versuchte ich mich mit schwieriger zu züchtenden Fischen, wie den herrlich sich zur Schau stellenden Siamesischen Kampffischen und den großen Scalaren. Das Schlafzimmer und das Spielzimmer waren mit Aquarien mit tropischen Fischen und Pflanzen angefüllt.

Wohl auf Anregung meines Stiefvaters Wäuchen (siehe anderes Capitel), der auch Tiere gerne hatte, fing ich an Kaninchen zu züchten. Das erste Pärchen bestand aus einem schwarzweißen Belgischen Riesen Männchen und einem großen, grauen Weibchen. Sie lebten in einem kleinen, abgesonderten Zimmerchen im Keller. Bald wurde das Weibchen trüchtig. Da ich damals allen Tieren Namen gab, erwog ich die Namen verschiedener berühmter Leute als Pathen. Die Suche endete mit den Namen zweier berühmter Komiker, die meine älteren Schwestern sehr bewunderten, und die in der Berliner Gesellschaft der Zwanziger Jahre weitbekannt waren. Ihre Namen waren Max Pallenberg und Fritzie Massary. Um meine Schwestern zu necken, produzierte ich verulkende Abkürzungen, nämlich "Palle" und "Masse". Masse hatte 12 Junge, für die ich keine Namen mehr erfand; und wie bei Kaninchen üblich, waren Enkelkinder nicht fern. Zu meinem Erstaunen fand ich heraus, daß mein alter und städtischer Großvater, Franz von Mendelssohn, auch viele Jahre lang Kaninchen gezüchtet hatte.

Nach diesen Anfangserfolgen, wurden mein Bruder und ich bald Experten im Züchten von Meerschweinchen. Die Tierchen waren in einer entfernten Ecke des Gartens eingesperrt, nahe dem "Grashäuschen"; dies war ein Gerätehaus, auf dessen Dach Gras wuchs. Das Haus diente besonders der Unterbringung der langen Gartenleitern, und es war daher recht lang. Wir hatten viel Weideplatz auf dem Dach für unsere Kaninchen und Meerschweinchen, wo sie nicht weglaufen konnten. Wir konnten mit einer kurzen Leiter leicht hinaufklettern, wo wir die weidenden Tierchen in Frieden beobachten konnten. Ich erinnere mich mit Freude an die Zeiten auf dem Grashäuschen.

Eines der Meerschweinchen Männchen, an das ich mich bestens erinnere war "Männchen im Frack". Es hatte seinen Namen nach seiner Färbung, die schwarz mit einer weißen Brust war. Unsere Herde wuchs schnellstens.

Bald fanden wir heraus, daß wir die Gazelle in den großen Garten hinauslassen konnten. Das Tier rannte dann in großen Tritten herum, wobei das Rennen durch hohe Sprünge auf allen vier Beinen gleichzeitig unterbrochen wurde. Nach einer Weile dieses Tobens kam die Gazelle friedlich in ihren kleinen Stall zurück. Dort blieb sie tagelang zufrieden eingesperrt, bis wir sie wieder ein Mal hinausließen.

Wir konnten nun systematisch züchten. Man brachte ein wohlbekanntes Männchen mit einem wohlbekanntem Weibchen zusammen, beide mit wünschenswerten Eigenschaften. Die Nachkommenschaft kann bis zu einem bestimmten Grade vorausgesagt werden; und die nächste Generation kann dann mit noch größerer Sicherheit geplant werden. Die Witt Vorfahren hatten das Jahrhunderte lang mit Hollsteinschem Vieh getan, und sie hatten schließlich die großen, schönen und sehr produktiven Kühe erhalten, die uns jetzt wohlbekannt sind.

Wir begannen die Meerschweinchen systematisch zu züchten, nachdem wir durch Tausch und Geschenke erhalten hatten: 1. zwei wilde Meerschweinchen von Südamerikanischen Freunden in unserem Alter, die auf einem Hof nahe Berlin lebten, und 2. Tiere mit langem (Angora) oder gekräuseltem (Rosetten) Haar.

Es gab einen unvergeßlichen Zwischenfall, als die Arabischen Windhunde unseres nächsten Nachbarn und Onkels, Francesco von Mendelssohn (siehe Kapitel "Tante Ele und ihre Familie"), über den Zaun sprangen und die meisten unserer Meerschweinchen auffraßen. Selbst als der Onkel anbot uns jedes Meerschweinchen, das wir wollten, zu kaufen und uns zu schenken, hörten wir mit dem Züchten auf, da wir die Begeisterung verloren hatten.

Bald gingen wir zu einem größeren, aber auch schwierigeren Tier über. Mein Stiefvater schlug den Besuch bei einem Großtierhändler vor, einem Importeur in der Nähe von Hamburg, den er persönlich kannte. Ohne viel Zögern suchte ich dort ein einzelnes Männchen der Dorkas Gazelle aus, ein relativ kleines, wunderschönes Tier aus Nord Afrika. Diese Art mit großen, dunklen Augen und deutlichen Markierungen ist so schön, daß den Berichten nach Araberinnen sie anschauen, wenn sie ein Kind erwarten; das Kind soll dann auch wunderschön werden. Gerade vor wenigen Tagen las ich, daß diese Art jetzt auch schon zu den aussterbenden Tieren gehört, nachdem Tiere jahrelang gefangen und in großer Zahl exportiert worden sind.

Wir bauten einen Schuppen für die Gazelle mit einer Schiebetür, auf die meine Mutter eine Scene mit uns zwei Jungen mit all unseren Tieren malte.

Bald fanden wir heraus, daß wir die Gazelle in den großen Garten hinauslassen konnten. Das Tier raste dann in großem Tempo herum, wobei das Rennen durch hohe Sprünge auf allen vier Beinen gleichzeitig unterbrochen wurde. Nach einer Weile dieses Tobens kam die Gazelle friedlich in ihren kleineren Stall zurück. Dort blieb sie tagelang zufrieden eingesperrt, bis wir sie wieder ein Mal hinausliessen.

Obwohl wir von Häusern und Straßen umgeben waren, ließ uns der große Garten leicht die Aussenwelt vergessen. Aber jeder, der zu einem der Häuser gehen wollte, mußte vom Gartentor zum Haus entlang einer baumbestandenen Allee gehen. Mein Großvater erhielt jeden Morgen den Besuch eines Friseurs, der ihn rasierte und ihm die neuesten Nachrichten brachte. Der Mann, dessen Name Walther war, war klein und pucklig; und er kam speziell jeden Morgen zu Fuß aus Halensee von seinem Friseurladen. Einen Morgen war Dorkas draußen und raste um den Garten, als Friseur Walther friedlich vom Tor zum Haus marschierte. Sobald er das rennende Tier bemerkte, erschrak er und kletterte auf einen Baum. Als ich herankam, sah ich ihn halbwegs hinauf an dem Stamm einer großen Kiefer hängen. Es war schwierig sich das Lachen zu verkneifen, als er sorgfältig mit meiner Hilfe herabkletterte. Ich entschuldigte mich sehr für das Verhalten des Tieres. Aber selbst jetzt, viele Jahre später, ist es in meiner Erinnerung ein sehr komisches Bild, wie der verängstigte Friseur am Baum hängt, während das elegante Tier vorbeirast.

Das Schicksal des Tieres war am Ende traurig. Im Laufe der Jahre wurde Dorkas immer aggressiver. Wenn wir in den Garten wollten, wenn Dorkas frei lief, mußten wir einen Stuhl mitnehmen. Wenn sie angriff, konnten wir den Stuhl vor uns halten. Das Tier war klein und leicht genug, daß es nicht wirklich gefährlich war, und selbst ein Kind konnte es abhalten. Man konnte es nicht züchten, da es keine Weibchen zum Verkauf gab.

Eines Tages gelangte ein Hund in die Umzäunung und biß die Gazelle. Die Tiefe Wunde am Rücken heilte nie vollkommen, und Dorkas starb schließlich. Zu der Zeit hatten Alle das verbitterte, einsame Männchen etwas über. Ich hätte es wahrscheinlich nie nach Hause in die ungeeignete Umgebung bringen sollen. Mehrere Jahre lang brachte sie Freude durch ihre Schönheit, aber ich lernte aus der Erfahrung mit der Auswahl von Tieren vorsichtiger zu sein.

Während die Gazelle da war, bekam ich meinen ersten Hund, - den ersten von Vielen, die ich im Leben hatte. Es war ein hochgezüchteter, vielleicht etwas dekadenter Deutscher Schäferhund, der einen langen Stammbaum mit hervorragenden Vorfahren besaß. Die Mutter hatte den vornehmen Namen "Fürstin Freia von Borsfelde"; der Vater war ein Polizeihund. Der Hund kam als ein Überraschungsgeschenk von meinem Onkel Robert von Mendelssohn, der wohl zu der Zeit mein Interesse an Tieren herausgefunden hatte. Ich sah es als eine besonders nette Handlung von ihm an, da er sonst meines Wissens niemals jemandem einen Hund geschenkt hatte.

Obwohl wir von Häusern und Straßen umgeben waren, lieb uns der große Garten leicht die Ausenwelt vergessen. Aber jeder, der zu einem der Häuser gehen wollte, mußte vom Garten zum Haus entlang einer hausbewachten Allee



April und ich in Grinewald im 1930.

nicht wirklich gefährlich war, und selbst ein Kind konnte es  
ankommen. Man konnte es nicht züchten, da es keine Weibchen  
zum Verkauf gab.  
—  
Eines Tages die Gassie. Die viele Wunde am Rücken hatte sie  
vollkommen, und Dorkas starb schließlich. Zu der Zeit hatte  
Alle das verblühter, einwarme Manachen etwas über, ich hätte  
es geschneitlich nie nach Hause in die ungesunde Ländchen  
bringen sollten. Mehrere Jahre lang brachte sie Freunde durch  
ihre Schönheit, aber ich lernte aus der Erfahrung, daß die  
Auswahl von Tieren vorsichtiger zu sein.  
Während die Gassie da war, bekam ich meinen ersten  
Hund — den ersten von vielen, die ich im Leben hatte. Es war  
ein hochgeschätzter, vielleicht etwas dekadenter Hüter  
Schäferhund, der einen starken Stammbaum mit hervorragenden  
Vorfahren besaß. Die Mutter hatte den vornehmen Namen  
"Fürstin Birka von Borseloh"; der Vater war ein  
Polstuhnd. Der Hund kam als ein literarischer Geschenk von  
meinem Onkel Robert von Mendelssohn, der wohl zu der Zeit  
mein Interesse an Tieren herauszufinden hatte. Ich sah es  
als eine besondere nette Handlung von ihm an, da er sonst  
meiner Klasse niemals jemandem einen Hund geschenkt hätte.

Das Abrichten eines Hundes, besonders eines so jungen, wie damals der Schäferhund "Apis", ist mir immer besonders interessant vorgekommen. Man arbeitet mit dem Tier, errät seine Möglichkeiten und Vorlieben, und man erreicht langsam, daß es tut was man will. Mein Vater, der auch Hunde sehr gerne hatte, beschrieb immer einige Grundregeln beim Umgang mit Tieren. Sein Sealeham Terrier, der 18 Jahre alt wurde, war ein Vorbild in willigem Gehorsam. Das Tier soll sich frei und leicht bewegen, aber den Befehlen gehorchen, wenn sie im Ernst gegeben werden. Damit meine ich, daß ein Hund kein Sklave sein soll. Er soll gerne und freiwillig gehorchen.

Apis und ich machten zusammen lange Spaziergänge, und ich entdeckte dabei zum ersten Mal kleine Strassen in der Nachbarschaft, wo ich aufgewachsen war. Wir spielten zusammen, und wir genossen jeder die Gesellschaft des Anderen. Es war eine traurige Zeit für mich, als der Hund krank wurde. Ich pflegte ihn Tag und Nacht, aber es gab damals viele der Impfungen noch nicht, die jetzt Hunden das Leben retten. Als Apis starb, verlor ich einen guten Freund. Obwohl mein Vater immer gewarnt hatte, daß man beinahe alle seine Tiere überlebt, war es kein Trost. Es war nicht leicht.

Wenn ich von meinem Vater im Zusammenhang mit Tieren spreche, muß ich Papageien erwähnen. Er hatte diese Vögel besonders gerne, und außer einer Zahl großer und kleiner lebender Papageien, sammelte er solche aus Porzellan und anderen Materialien. Er ließ ein besonderes Geschirr in Nymphenburg malen, auf dem Papageien nach der 18. Jahrhundert Naturgeschichte von Buffon abgebildet waren. Sein bemerkenswertester Papagei war ein großer Ara, der einen langen Schwanz hatte; er war hauptsächlich rot und hatte andere leuchtende Farben. Sein Name war "Coco";- ein Wort das er erkannte und aussprechen konnte. Er liebte es, am Nacken gekrault zu werden. Dabei lag gerne auf seinem Rücken auf dem Sopha,- eine ungewöhnliche Position für einen Vogel,- und sagte:"Coco, Köpfchen kraulen". Seine Flügelfedern wurden regelmäßig geschnitten, damit er nicht wegfliegen konnte.

Ein Mal, als wir zum Hof meines Vaters namens Biesenthal östlich von Berlin kamen, sahen wir Feuerleitern im Hof und bemerkten große Aufregung. Es stellte sich heraus, daß mein Vater vergessen hatte Cocos Federn zu schneiden, und er war durchs Fenster auf das Dach eines der Nachbarhäuser geflogen. So weit ich mich erinnere, ermutigte er die Feuerwehrlaute mit lauten Schreien zu ihm zu kommen, und sobald sie nahe kamen, flog er weg. Der Zwischenfall endete ohne Schaden für Mensch oder Tier, und Coco lebte noch lange Zeit nachher weiter.

Hier unterbreche ich den systematischen Bericht über andere Tiere, um zu erzählen, welche Rolle Pferde während meinem ganzen Leben spielten.

Nach Buffons Naturgeschichte, die vor Darwin geschrieben wurde, stehen die Pferde von allen Tieren dem Menschen am nächsten; das scheint mir richtig. Die Rolle, die Pferde in unserem täglichen Leben spielen, änderte sich grundlegend zu meiner Lebenszeit. Als ich noch ein Kind war, waren Pferde ein Bestandteil unseres täglichen Lebens. Sie waren überall, von den Ställen hinter dem Haus bis zu den Pferdewagen des Eis- und Milchmannes. Jetzt, 60 Jahre später, kann man jahrelang zufrieden leben, ohne je ein Pferd auch nur zu sehen.

Es gab Ställe mit Pferden dicht am Hause meines Großonkels und an dem meines Großvaters in Grunewald als ich heranwuchs. Obwohl Großonkel Robert von Mendelssohn vor meiner Geburt gestorben war, wurden seine Pferde während meinem Heranwachsen noch lange sorgfältig versorgt, und der alte Stallmeister Adrian ritt täglich mit ihnen aus. Wenn er uns Kinder sah, hielt er kurz an, lüftete seine graue Melone und sprach kurz mit uns.

Robert hatte Irische Vollblüter besonders geliebt, eine ziemlich schwere Rasse mit gestutzten Schwänzen, die besonders gut für das Ziehen leichter Wagen waren. Er soll gesagt haben, daß es schwieriger wäre ein feuriges, hochgezüchtetes Pferd gut zu fahren, als es zu reiten. Seine Ställe waren berühmt wegen ihrer großartigen Marmorwände und Fußböden und wegen ihrer Abwasseranlagen; Pferdemist konnte sofort gewaschen werden. Am Ende seines Lebens, nachdem ein Schlaganfall ihn gelähmt hatte, mußten seine Pferde täglich in eine besondere Reitbahn gebracht werden, die unter seinem Fenster lag.

Adrian, der Stallmeister meines Großonkels, war unser erster Reitlehrer. Er war damals wohl etwa 70 Jahre alt, - oder er schien mir, dem kleinen Jungen, so alt. Aber er war eigentlich alterslos im Aussehen, da er mit geradem, aufrechten Rücken ging, - oder ritt, - und es ging das Gerücht, daß sein altmodischer Schnauzbart durch tägliches Wischen mit Schuhcreme dunkel gehalten wurde.

Nach ihm war der richtige Sitz auf dem Pferd: aufrecht, die Hände nach vorne, eine Hand breit vom Sattelknopf und vom Widerrist des Pferdes; Beine und Gesäß des Reiters mußten immer so dicht am Sattel sein, daß 10-Mark-Scheine zwischen Körper und Sattel geschoben selbst beim Galoppieren und Springen nicht herausfielen. Dies wurde tatsächlich manchmal geprüft. Die vorschriftsmäßige Kleidung war immer ein harter, runder Hut, enganliegende Jacke mit weißem Plastron im Ausschnitt und geschneiderte Hosen, die in hohen Maßstiefeln steckten. Meine ersten Reitstiefel waren abgelegte von meinem Großvater, die für ihn vor vielen Jahren gemacht worden waren. Ich trug sie noch viele Jahre.

Immer noch kann ich mich an die Diskussionen erinnern, als wir Lehrer wechselten. Eine junge Dame aus einer Preussischen Offiziersfamilie und sehr gute Reiterin, Margot von Werthern, fing an uns neue und offenbar revolutionäre Reitmethoden beizubringen. Sie war eine Freundin meines Onkels, des jüngeren Robert von Mendelssohn, und er befürwortete ihre Anstellung, während meine Tante Enole von Haimberger wortreich dagegen war. Wir hatten Adrian verlassen, der vielleicht zu alt geworden war, und Margot von Werthern gab uns mehrere Stunden jede Woche. Plötzlich erwartete man, daß wir in offenen Hemden und losen Hosen erschienen, und wir durften selbst niedrige Schuhe tragen; man brachte uns jetzt hauptsächlich bei, wie man sich mit dem Pferd bewegte. Zum Beispiel mußte man den Oberkörper vorwärts oder rückwärts beugen, je nachdem ob das Pferd bergauf oder bergab stieg, sodaß unser Gewicht das richtige Beinpaar des Pferdes belastete. Dies sah Tante Enole als das Ende der alten Weltordnung an, wo Haltung Alles und Gelände nebensächlich war. Ich fand das moderne Reiten leichter und angenehmer,- und es war wohl gut für die Pferde.

Als die Pferde meines Großonkels langsam verschwanden, und als mein Großvater das Interesse am Reiten verlor, begannen wir zu Ställen zu gehen, wo Pferde vermietet wurden. Ein solcher Stall war Paulsborn, das mitten im Grunewald lag. Dort fuhren wir per Fahrrad mehre Male in der Woche hin. Nun wurde die Reitzeit nach Stunden gemessen, und wir waren nie sicher, welches Pferd wir an einem bestimmten Tag bekommen würden. Dies neue Arrangement mit den Pferden gefiel mir nicht besonders; aber ich habe noch gute Erinnerungen an die Ausritte in netter Gesellschaft durch den Grunewald;-oder wir lernten Schulreiten in der Reitbahn.

Am Wochenende konnten wir mit der Strassenbahn in die Stadt zum Tattersall des Westens fahren, wo elegant gekleidete Leute zur Musik eines Orchesters ritten. Dazu war formelle Kleidung Vorschrift, und viele Damen ritten noch im Damensattel. Ich fand das Musikreiten von Zeit zu Zeit mit Unterhaltung von Pferd zu Pferd sehr vergnüglich.

In einem anderen Kapitel beschreibe ich die Erwerbung des Sankt Georgenhof durch meine Mutter; dieser Süddeutsche Hof war ursprünglich zur Pferdezucht eingerichtet. Später, nachdem die meisten Zuchttiere verkauft worden waren, blieben noch ein paar Pferdepaare in den Ställen, um Kutschen zu ziehen. Ich erinnere mich mit Vergnügen an ein schwarzes, relativ hohes Pferd namens Iris und die dazugehörige braune Stute Ekirnelia; beide lebten bis ins hohe Alter, und ich ritt und fuhr sie vor dem Wagen viele Male bis in die späten 50er Jahre.- Der merkwürdige Name Ekirnelia ging auf die Züchterangewohnheit zurück, daß der Name von Mutter und Vater beide im Fohlen vorkommen sollten, sodaß man am Namen die Eltern erkennen konnte.

Später brachte der jüngere Bruder meiner Mutter seine braune Arabische Stute Szelene mehrere Jahre in Sankt Georgenhof unter. Sie wurde von einem Arabischen Hengst im nahen Württembergischen Landesgestüt Marbach gedeckt und wurde die Mutter eines sehr schönen Fohlens namens "Pumu". Gerne gäbe ich einige derzeitige Bequemlichkeiten auf, wenn ich dafür noch ein Mal mit der Stute Szelene über die Wiesen und entlang den Waldwegen auf der Schwäbischen Alp galoppieren könnte.

Iris und Ekirnelia bildeten ein gutes Paar vor dem Wagen, und als ich 1945 vom Krieg zurückkehrte (siehe Kapitel "Das Ende des Zweiten Weltkrieges") benutzte ich sie, um Getreide zur Mühle zu bringen und dort unser Mehl abzuholen. Zu der Zeit gab es kein Benzin, und es erschien nicht ungewöhnlich, wenn man mehrere Stunden überland fuhr, um etwas zum Essen zu holen.

Ein besonderer Ausflug ist mir noch klar in Erinnerung, als ich an einem Wintertag mit einem Pferdeschlitten und den zwei Pferden zur nächstemm Bahnstation fuhr, um einen zu Besuch kommenden Freund abzuholen. Es war eine Fahrt von mehreren Stunden, und nachdem ich angekommen war, mußte ich ausspannen, um die Pferde zu füttern und ihnen Wasser zu geben. Der Freund war im Zug eingeschlafen und hatte die Bahnstation verpaßt. Als ich ihn schließlich fand war es Nacht als wir den Heimweg antraten. Auf dem Boden des Schlittens war Stroh, um die Füße warmzuhalten, wir saßen in Pelzsäcken bis zu den Schultern und trugen Wollmützen; und zur inneren Erwärmung hatte ich eine Flasche hausgemachten Apfelschnaps mitgebracht, aus der wir von Zeit zu Zeit einen Schluck nahmen. Es gab auf der schneebedeckten Strasse keinen anderen Verkehr, und wir sassen hinter den trabenden Pferden unter dem klaren, sternenbedeckten Himmel, Schneebänke auf beiden Seiten, und wir lauschten auf das Klopfen der Hufe und den rhythmischen Klang der Glocken am Geschirr; Wolken von Pferdegruch trieben in unsere Nasen. Diese Fahrt durch die Winternacht wurde mir ein unvergeßlicher Höhepunkt meines Lebens mit Pferden. Kein Auto hat mir je ähnliche Freude bereitet.

All das war möglich, weil ich einige Jahre vorher eine gründliche Ausbildung im Kutschieren erhalten hatte; ich hatte sogar eine Prüfung bestanden, die bestätigte, daß ich mit einem, zwei oder vier Pferden vom Bock oder vom Sattel fahren konnte. Wie anderswo berichtet (siehe Kapitel über "Arbeits- und Militärdienst") trat ich in den ersten Militärdienst 1937 in Frankfurt an der Oder ein.-als Freiwilliger für den Pferdestall. Damals hatte ich überlegt, daß das Militär mit Pferden erträglicher sein würde: Stallsäubern, Füttern, Trainieren,- und von ihnen trainiert zu werden,- anstatt Telefonleitungen zu legen oder zu lernen, wie man Funkgeräte bedient. Die beiden letzteren Tätigkeiten waren höher angesehen und sollten leichter sein, und all meine Bekannten meldeten sich dafür. Ich bin heute noch froh, daß ich mich damals für Pferde entschied.



Sascha, Frauliehn an der Ode, 1938



Musese Pferde bei der Arbeit im Militär, 1938

Am Anfang dieser neuen Laufbahn machte ich einen kleinen Fehler: Als der Unteroffizier fragte, ob ich schon Erfahrung mit Pferden hätte, sagte ich "Ja! Viele Jahre lang hatte ich reiten gelernt und bin durch den Grunewald geritten." Daraufhin wurde ich sogleich: "Der Sonntagsreiter vom Grunewald" genannt, - eine Bezeichnung, die meine etwas snobistische, verweichlichte Vergangenheit mit Pferden kennzeichnen sollte. Allerdings wurde dieser Spitzname bald vergessen, und ich wurde ein volles Mitglied der Gruppe von Soldaten, die zwei Drittel ihrer Zeit mit Säubern und Füttern der Pferde zubrachte und sie zum Reiten und Fahren benutzte. Niemals vorher oder nachher in meinem Leben bin ich in so enger und dauernder Berührung mit Pferden gewesen, und ich genoß jeden Tag davon. Ein großer Vorteil über die Mietspferde von Paulsborn war die Tatsache, daß mir zwei Pferde ganz besonders zur Pflege und Training anvertraut wurden.

An zwei Pferde erinnere ich mich besonders; sie sind wohl nun schon lange tot. Ich bin überzeugt, daß ich sie sofort erkennen würde, wenn sie mir über den Weg liefen. Sie hießen Pascha und Nestor, und während sie ein gut passendes Paar bildeten, waren sie sehr verschieden im Aussehen voneinander.

Nestor war das ruhigere und sanftere Tier, gut gebaut, dunkelbraun mit schwarzem Schwanz und Mähne; er fiel unter anderen Pferden nicht auf. Pascha dagegen war eine auffallende Schönheit, heller als Nestor, mit weisser Blässe und vier weissen Fesseln. Sein Kopf war wunderschön gebildet, und er hielt ihn senkrecht auf leichtgebogenem Hals; sobald er die Reitbahn betrat, nahm sein Anblick allen den Atem. Nestor war leichter zu reiten, denn er ging in weichen Bewegungen vorwärts, während Pascha mehr einem Tänzer ähnelte, der die Angewohnheit hatte seine Füße höher als nötig zu heben, wenn er um den Ring trabte.

Wenn wir die kleinen Militärwagen zogen, von denen aus die Telephonkabel gelegt wurden, so waren 2 oder 3 Paar Pferde jedem Wagen zugeteilt. Der Reiter saß immer auf dem linken Pferd, und er hielt die Zügel des rechten Pferdes in der Hand, um es zu führen. Pascha, Nestor und ich waren meist das hinterste Paar, da die beiden Pferde ziemlich schwer waren. Bei Manövern auf dem großen Truppenübungsplatz ausserhalb Frankfurt an der Oder sassen wir den ganzen Tag lang auf den Pferden; und Nachts schliefen wir draussen bei unseren Pferden. Es war ein herrliches Erlebnis.

In dem langen Stallgebäude, in dem wir täglich arbeiteten, müssen etwa 80 Pferde gestanden haben. Ich kannte alle, und ich hatte immer besondere Lieblinge, selbst wenn sie nicht von mir betreut wurden. Niemals werde ich ein Pferd namens "Peter" vergessen, ein Wallach aus dem bekannten Ostpreussischen Gestüt Trakehnen, den ich besonders bewunderte. Er war dafür bestimmt von einem Offizier geritten zu werden, und dadurch war er weit ausserhalb meines Bereiches. Aber gelegentlich mußte er von einem kleinen Stalljungen wie ich bewegt werden, und dann war ich immer bereit, Peter zu reiten, oder selbst zu beobachten, wie ein Anderer ihn ritt; das war mir ein nie zu verpassendes Vergnügen.

Nach einem Jahr in diesem "Pferdeparadies" wurde ich zur Sanitätstruppe versetzt, denn ich wurde als zukünftiger Arzt eingestuft. Man hatte wieder Gelegenheit, sich die Einheit auszusuchen, in der man dienen wollte. Meine Wahl fiel immer auf berittene Truppen. Dies gab mir Gelegenheit, nahe den Tieren zu sein; und der Sanitätsgefreite, der solche Truppen begleitete, mußte zu Pferde sein. Als die Deutschen Truppen im Herbst 1939 in Polen und im Frühjahr 1940 in Frankreich einmarschierten, nahm ich reitend daran teil. Später im Krieg wurden Pferde weniger und weniger benutzt. Reiten war eine Freizeitbeschäftigung geworden, - nicht mehr tägliche Arbeit. Ich benutzte noch jede Gelegenheit zum Reiten; und ich erinnere mich an viele schöne Ritte.

Nach dem Krieg war weder Zeit noch Gelegenheit zum Reiten. Es gab nur noch wenige Pferde, und meine beginnende Karriere in Forschung und Lehren nahm all meine Zeit in Anspruch. Aber ich hatte immer noch die starke Sehnsucht, Pferden nahe zu sein; in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren ergab sich eine neue Gelegenheit zum Reiten, wenigstens im Geiste, - wir hatten endlich eine Chance ein oder zwei Pferde (oder Ponies) unterzubringen, - jetzt für meine heranwachsenden Kinder, zuerst in Syracuse, New York, dann in Knightdale, North Carolina. Dies ist die Geschichte:

Als wir 1956 nach Amerika emigrierten, kauften wir ein größeres altes Haus im Dorfe Manlius nahe Syracuse, zu dem etwa ein Morgen Land gehörte. Der Garten grenzte hinten an Ackerland, das wenige Jahre später zum Verkauf angeboten wurde. Wir kauften ein Stück Land, das an unseren Garten grenzte, und das als Weide und zum Pflanzen von Bäumen geeignet war.

Glücklicher Weise waren wir und unsere noch sehr jungen Töchter mit den Nachbarn gut befreundet, die auch Töchter im gleichen Alter hatten. Hinter dem Nachbarhaus stand eine alte Scheune, die sich als Stall und zum Aufbewahren von Heu eignete. Als ich mit den Nachbarn, den Davisons, darüber sprach, stellte es sich heraus, daß sie begeistert von der Idee waren, Pferde für die Kinder zu kaufen. Es war um 1960, als wir Alle zusammen ausgingen, um uns in der Nähe Pferde und Ponies anzusehen, die zu verkaufen waren. Wir kamen mit 2 Tieren zurück, einer trächtigen, hellbraunen Stute mit dunkler Mähne namens Susie, und einem dunkleren Pony für die Davison Kinder.

Susie, die in der Mitte zwischen einem großen Pony und einem kleinen Pferd war, wurde ein Welsh Pony genannt, war aber nicht reinrassig. Es stellte sich heraus, daß sie sehr geeignet zum Reiten war. Unsere ältere Tochter, Elise, wurde in kurzer Zeit eine begeisterte Reiterin. Als ein Fohlen geboren wurde, sassen alle Kinder auf dem Zaun um den Stall, um das Ereignis zu beobachten. Ich freute mich nun an den Pferden von der Ferne: wir gingen zu Treffen des Ponyclubs, sorgten uns um das Futter, die Pflege und den Tierarzt. Es wurde ein wichtiger Bestandteil unseres Lebens.

Ein paar Meilen Südlich von Manlius, wo wir wohnten, waren die schönen Hügel von Pompeii. Sie bildeten den Nordrand eines Höhenzuges, von dem aus die Ebene sich bis zu den "Grossen Seen" erstreckte. Wir erwarben ein Stück Land auf dem Nordabhang der Hügel, und wir träumten davon, dort oben ein Haus mit Blick über Meilen der Nördlichen Ebene zu bauen; im Vordergrund war die Stadt Syracuse, die wie auf einer Landkarte ausgebreitet lag, und an klaren Tagen konnte man gerade über den Onondaga See weg das Band des Erie Sees am Horizont sehen. Die kleine Pferdetruppe und ein Esel (siehe oben in diesem Kapitel) wurde im Frühjahr dort hinaufgetrieben in einer Expedition, die dem Schweizerischen Alpaufzug ähnelte; im Herbst wurden sie alle zurück zu der Scheune hinter dem Davisonhaus zurückgebracht. Alle, die damals dabei waren, erinnern sich noch mit Freude an die Expeditionen.

Als wir 1966 von Syracuse, das im Norden der Vereinigten Staaten liegt, in den Süden nach Raleigh zogen, nahm ich das Pferdchen Susie und den Esel Paul im Anhänger hinter dem Auto mit, - zusammen mit Hund, Ziegen, Zimmerpflanzen und Gemälden. Wir übernachteten ausserhalb von Philadelphia, wo Freunde eine eingezäunte Weide bereitgestellt hatten, die dem Bryn Mawr College gehörte. Alle Tiere wurden dort Nachts ausgeladen und am nächsten Morgen wieder aufgeladen. Nur der Esel weigerte sich, wieder in den Anhänger zu steigen, und wir kämpften mindestens eine Stunde, bis er sich entschloß weiter mitzukommen.

Jede Pause entlang dem Reiseweg zum Essen oder Tanken rief bei den lokalen Leuten große Neugier wach. Sie hörten die Ziegen meckern, den Hund bellen oder manchmal sogar das durchdringende I-Ah des Esels.- Auf unserem neuen Knightdale Hof waren bereits Ställe gebaut worden, die die Tiere erwarteten. Der Nachbar, Herr Wilder, überraschte uns damit, daß er Blätter als Streu in den Ställen ausgebreitet hatte. Jeder, und besonders ich und der mich begleitende Wissenschaftler-Freund, war erleichtert als die Tiere sicher in den neuen Ställen untergebracht waren.

Noch ein letztes, kurzes Zusammentreffen von mir mit einer anderen Art, in der Pferde mit Menschen zu tun haben. In den 1960er Jahren war ich eingeladen, eine Vorlesung in einem College in Saratoga Springs zu halten; dies war eine Gegend, die besser durch ihre Rennbahnen als durch Erziehungsinstitutionen bekannt war. Ich fand in der kleinen Stadt in Upstate New York große Landhäuser, die reichen Familien von New York oder sonstwo gehörten, und die nur während der Rennsaison bewohnt waren. Im Gegensatz dazu waren die College-Lehrer während des ganzen Jahres an Rennpferden interessiert, und beim Diner, das der College Präsident zu meinen Ehren veranstaltete, wurde nur über Pferde geredet. Es stellte sich heraus, daß viele der Lehrer entweder Pferde besaßen, oder wenigstens Anteile an Pferden, und daß sie Alle tief ins Wetten verstrickt waren. Ich sah einen anderen Aspekt von der Rolle, die Pferde im Menschenleben spielen können; aber es war nur ein ganz vorübergehender Eindruck.

Damit komme ich zum Ende meiner Erzählung über Pferde in meinem Leben. Ich sehe immer noch gerne Pferdetourniere; und mehr noch liebe ich es, schöne und hochgezüchtete Pferde über eine Wiese galoppieren zu sehen. Aber ich habe weder genug Kraft oder Geschicklichkeit übrig, um mich noch näher mit ihnen einzulassen. Pferde haben sich zu meinen Lebzeiten von unentbehrlichen Helfern- zu Objekten für wenige Liebhaber entwickelt,- Liebhaber, die sie sich leisten können und begeistert genug sind, sie zu halten. Ich bewahre die Bilder meiner Lieblingspferde im Gedächtnis, aber sie leben nur noch in Träumen und in der Einbildung. Und wenn meine ältere Tochter sich beim Reiten herrlich amüsiert, verstehe ich ihre Gefühle.

Meine Geschichte wendet sich jetzt von Pferdeträumen wieder zum Leben im Grunewald von 1930 zurück. Zu der Zeit begann mein Schlafzimmer mehr als Fische zu enthalten. Ich hatte mein Interesse auf Amphibien und Reptilien ausgedehnt. Als ein Beispiel faszinierten mich Schildkröten, die solch ein Symbol von Langsamkeit und Friedlichkeit im Leben darstellen.

Meine Ansicht über Schildkröten- und andere Tierewurde durch "Grandville's Bilder aus dem Staats- und Familienleben der Thiere" bestätigt, eine Französische politische Satire des 19. Jahrhunderts. In diesem reichlich illustrierten Buch stellt jede Tierart eine besondere menschliche Schwäche oder Stärke vor: Gier, Eitelkeit, Unruhe, Sanftmut... Das Buch war ein Geschenk von meinem Vater, der es wohl ausgesucht hatte, da er es selber gerne hatte, und das Thema faszinierte mich lange Zeit und beeinflusste mein Denken.

Am Alexander Platz, mitten in Berlin, war ein Geschäft, das auf dem Dach eines mehrstöckigen Mietshauses lag. Der Laden bestand aus mehreren, langen Gewächshäusern, jedes mit anderer Temperatur, die seltene Reptilien und Amphibien enthielten, oft gerade frisch importiert. Es war ein verzauberter Ort.

Dort gab es natürlich immer die neuesten importierten Schildkröten. Ich hatte viele Wasserschildkröten, da sie so lebhaft waren, aber auch andere wie Scharnierschildkröten und Griechische Landschildkröten. Lange Zeit waren 5 Griechische Landschildkröten meine Reisebegleiter; sie lebten in einem Kasten und wurden herausgelassen, wenn das Auto in geeigneter Umgebung anhielt (siehe Kapitel "Reisen"). Ihre Größe war abgestuft vom größten (und wohl ältesten) Nikolaus, über Klaus, Nikoläuschen, Kläuschen und Läuschen,- das Letztere ein winziges, junges Tierchen.

Eines Tages, als wir in Sankt Georgenhof waren, rannte Nikoläuschen weg. Ich wollte nur ungern ohne ihn abreisen, aber man konnte ihn einfach nicht finden. Einen Tag nach unserer Rückkehr nach Berlin kam ein Telegramm von Sankt Georgenhof, das ankündigte: "Nikoläuschen im Glasthal gefangen!", und ein paar Tage später kam Nikoläuschen selber an,- watschelte gemütlich aus dem Kasten in meine wartenden Hände. Im Geiste kann ich noch den Druck des Telegramms vor 50 Jahren sehen, und ich würde sicher Nikoläuschen noch erkennen.

Wie man sich denken kann, wurde Füttern und Versorgen der Tiere länger dauernd und komplizierter mit dem Wachsen des kleinen Zoos. Jeden Nachmittag verbrachte ich 1-2 Stunden damit. Schulfreunde, die sich dafür interessierten und die ich gerne hatte, wurden zum Zusehen eingeladen, und manchmal durften sie selber mitmachen.

Meine ersten Versuche, Vögel zu züchten, waren erfolgreicher als geplant,- zu viel des Guten! Ich kaufte zwei Zebrafinken, leuchtend gefäbte kleine Afrikanische Webervogelchen, gab ihnen verschiedene natürliche Fasern wie Kokosnußhaar, und beobachtete das Pärchen, wie es ein Nest in der Ecke des großen Käfigs webte. Man konnte nicht in das Nest hineinsehen, aber die lange Abwesenheit von Männchen oder Weibchen zu verschiedenen Zeiten erregte den Verdacht, daß sie auf Eiern sassen.

Einen Morgen wachte ich von einem hohen Piepsen auf, das ich noch nie vorher gehört hatte,- das Piepsen kleiner Vögelchen. Es war sehr aufregend, und ich befestigte eine Schnur quer durch mein Schlafzimmer, sodaß die Vögel abgeschlossen waren und die Hausmädchen sie nicht stören konnten.

In kürzester Zeit waren die kleinen Vögel beinahe so groß wie ihre Eltern, und sie wurden grausam aus dem Nest gestossen. Der Grund dafür war bald zu sehen: Es gab bereits ein neues Gelege, und der Platz wurde gebraucht. Der Käfig wurde überfüllt, sodaß ich einige Vögel besonderen Freunden abgeben mußte, und ein Pärchen ging an unseren Chauffeur. Beim nächsten erfolgreichen Brüten hatte ich bereits Schwierigkeiten, Vögel als Geschenk wegzugeben, und in kurzer Zeit, obwohl es seltene und wunderschöne Tierchen waren, konnte ich keine Abnehmer für meinen Überfluss mehr finden. Ich mußte weiteres Brüten verhindern. Jetzt sehe ich mit Belustigung, daß alle Läden Zebrafinken anbieten.

Berlin war eine besonders tierliebende Stadt, wie man aus der Tatsache entnehmen kann, daß an zahlreichen Strassenecken sich Tierläden befanden. Als ich die Stadt lange nach dem Krieg besuchte, waren die meisten Denkmäler, die ich als Kind gekannt hatte, zerstört, aber abseits vom Kurfürstendamm fand ich viele kleine Läden, die Vögel, Fische und andere Tiere verkauften, genauso wie ich es aus meiner Jugend kannte.

Ich habe bereits die regelmäßigen Ausflüge mit meinem Vater zum Berliner Zoo beschrieben. Dort sah ich zuerst eine Art von Tieren, die ich später in einem anderen Erdteil wiedertraf, erkannte und dann 30 Jahre lang züchtete. Der Direktor des Zoos, Professor Heck, und sein Sohn waren sehr unternehmend; ausser seltenen und ausländischen Tieren, brachten sie weitentfernte Völker und ihre Sitten nach Berlin. In den späten Zwanziger Jahren war eine Ausstellung von Afrikanern mit weit gedehnten Lippen (Lippenneger),- ausgedehnt durch Einlegen von Tellern in die Lippen,- die vor geflochtenen Hütten sassen und Körbe flochten, malten und töpfereten. Um den Anblick so ursprünglich wie möglich zu gestalten, spielten Nubische Ziegen mit den Kindern, umgeben von Hühnern und Schweinen. Dies war mein erstes Zusammentreffen mit dieser besonderen Ziegenart mit langen Hängeohren und niedriger Stirn. Es klingt dumm, aber ich verliebte mich sofort in diese Art; es war Liebe auf den ersten Blick!

Wir trafen uns wieder, die Nubischen Ziegen und ich, viele Jahre später auf einem anderen Continent. Es war in Upstate New York bei der jährlichen Landwirtschaftsausstellung; dorthin war ich 1956 mit meiner Familie gezogen, nachdem wir nach Amerika ausgewandert waren. Obwohl 30 Jahre vergangen waren, erkannte ich sofort die Tiere als diejenigen, die ich das letzte Mal im Afrikanischen Dorf im Berliner Zoo gesehen hatte. Sie wurden von einer Frau ausgestellt, die mit einem Arzt verheirathet war; sie pries die Milch als Gesundheitsnahrung für ihre Dalmatiner Hunde an. Die Hunde interessierten mich aber nicht, - die Ziegen dafür um so mehr. Ich lebte damals in ländlicher Umgebung, wo man grössere Tiere halten konnte. Die Frau Durant hatte keine Tiere zum Verkauf, aber sie glaubte, daß im kommenden Frühjahr überzählige Zicklein zum Verkauf bereit sein würden.

Während des Winters 1956 baute ich eine Unterkunft und Auslauf hinter meinem Haus, und ich telephonierte regelmäßig, um Neuigkeiten über die Ziegen zu hören. Schließlich erfuhr ich, daß genügend junge Zicklein geboren worden waren, sodaß ich zwei davon haben konnte. Meine Frau und ich fuhren zwei Stunden zu der Ziegenzüchterei, und wir fanden dort die Herde so schön und freundlich, wie wir es erhofft hatten.

Nun fand ich heraus, daß eine der für uns bestimmten Ziegen ein verkrüppeltes Ohr hatte. Obwohl man uns versicherte, daß es keine erbliche Mißbildung sei und die Nachkommen davon nicht betroffen werden würden, lehnte ich ungern aber fest ab die Ziege zu nehmen, - besonders traurig deswegen, weil nun mein Plan, Anglo-Nubische Ziegen zu züchten, so kurz vor der Verwirklichung aufgeschoben wurde. Damals wie heute bin ich über mich selber erstaunt, daß ich willens war unfreundlich und unvernünftig zu sein, aber ich begründete meine Ablehnung mit meiner Absicht, die Ziegen von jetzt an über lange Zeit zu züchten, und ich wollte nur mit erstklassigen Tieren anfangen. Am Ende wurde meine Ablehnung nicht unvernünftig empfunden. Wir fuhren zum Mittagbrot ab mit dem Versprechen, am Nachmittag wieder zu kommen. Als wir zurückkehrten, wurde uns eine andere Ziege angeboten, und so konnten wir bald mit zwei Ziegen auf dem Hintersitz unseres Autos losfahren.

Von Anfang an sassen die zwei friedlich auf dem Hintersitz des Autos und kauten wieder. Wir hielten zum Tee im Centrum einer kleinen New Yorker Stadt an und liessen die Ziegen im Auto mit leicht geöffneten Fenstern- für frische Luft. Als wir eine halbe Stunde später das Restaurant verliessen, fanden wir um das Auto eine Menschenmenge versammelt, die von unseren Ziegen belustigt wurde. Die beiden hatten die Köpfe zum Fenster hinausgesteckt und unterhielten die Zuschauer. Dies war die erste von vielen Erfahrungen, die wir mit den freundlichen und ungewöhnlichen Tieren und ihren Beziehungen zu Menschen machten.

Schwärzi und Bräuni hatten schon eine Weile bei uns gelebt, als sie Zeichen von Sehnsucht nach einem Männchen zu zeigen begannen; wir luden sie wieder in das Auto und fuhren mit ihnen zu einer Ziegenzucht in Fabius, einem Örtchen südlich von Syracuse. Herr Harris war ein erfahrener Tierzüchter und Tierliebhaber, und er hatte sie baldigst von einem Bock, den wir ausgesucht hatten, decken lassen. Er verkaufte uns auch ein Eselbaby, das dann 27 Jahre lang bei uns lebte. Während der nächsten 10 Jahre wurden diese Besuche öfters wiederholt, bis wir bereit waren eigene Böcke zu haben. Wir hatten nie mehr als drei, aber die Leute kamen nun zu uns, um ihre Ziegen decken zu lassen.- Wir gingen auch zu Ziegentreffen in Fabius, wo unsere Tiere mitmachten und Preise bekamen; unsere Kinder und die Nachbarkinder amüsierten sich dabei, unsere Ziegen vorzuführen und Preise zu bekommen.

Ich suchte nach einem reingezüchteten, kräftigen und gut aussehenden Bock. Zu dem Zweck trat ich mit mehreren Züchtern in Verbindung, und fand schließlich eine Frau im Shenandoah Thal (wir waren inzwischen nach North Carolina gezogen), die scheinbar Tiere hatte, die ich in Betracht ziehen wollte. Sie erbot sich uns halbwegs zu treffen.

Sie brachte mehrere schöne Tiere verschiedener Färbung mit; sobald ich Patrick und sein rotbraunes Fell sah, wußte ich, was ich für meine zukünftige Herde haben wollte. Ich habe immer die Sicherheit, mit der jemand ein Tier aussucht, als die Grundeigenschaft des wahren Züchters angesehen. Auf jeden Fall kauften wir Patrick sofort, und er versorgte uns jahrelang mit den schönsten und kräftigsten Jungziegen.

Als wir in den Süden zogen, wurde es möglich, die Böcke weit weg von den Weibchen unterzubringen. Dies stellte sich als einfache Methode heraus, die Milch geruchfrei zu halten. So hatten wir beinahe 30 Jahre lang frische Ziegenmilch, und ich hatte die Ziegen als Gesellschaft für Gänge durch die Gegend. Jede Ziege hatte ein Lederhalsband. Sie wurden früh zum Folgen trainiert, wobei einige an der Leine geführt wurden, andere einfach mitgingen. Selbst als die Herde größer wurde, war es ausreichend, wenn ich 2 oder 3 führte, um Alle zusammenzuhalten. Diese Gänge wurden zum Thema eines Artikels namens "Walking with Goats", den ich veröffentlichte. Besondere Besucher wurden dadurch ausgezeichnet, daß ich sie bat mit uns Allen zu gehen.

Ziegen grasen nicht, wie Schafe es tun. Sie knabbern im Gehen kurz an Büschen und Kräutern. Ich begann ihre Lieblingspflanzen kennenzulernen, und wir suchten zusammen danach. Auf Reisen, z.B. in einem Zug in Italien, wurde ich aufgeregt, wenn ich aus dem Fenster Lieblingspflanzen meiner Ziegen sah, und ich lehnte mich aus dem Fenster, ähnlich wie sie es getan hätten.

Nach und nach wurde die Ziegenzucht mehr als ein vorübergehendes Interesse; als ich pensioniert wurde, fing ich an sie beruflich zu betreiben- zusammen mit Käsemachen. Aber zu einer früheren Zeit, in den späten sechziger Jahren,

unternahmen wir eine besonders interessante Ziegenreise.

Die Nachkommen von Bräuni und Schwärzi waren zu sehr ingezüchtet, und wir sahen uns nach einem neuen Ziegenweibchen um. Ich hatte von Frau Carl Sandburg gehört, der Witwe des Dichters und Schriftstellers: sie beabsichtigte ihren Hof nahe Asheville zu verlassen und alle ihre Ziegen zu verkaufen. Sie hatte Nubische Ziegen mit der höchsten je gemessenen Milchproduktion gezüchtet. Ich rief sie an, und sie versicherte mir, daß sie für uns ein schönes Weibchen aufheben würde, bis wir es abholen konnten.

So unternahmen Inge, Tochter Mary, ein Schweizerischer Bankier-Freund und ich die 3 Stunden Reise nach Asheville. Wir besichtigten das großartige Biltmore Haus, das den Vanderbilts gehört, übernachteten in einem Hotel, und am nächsten Morgen folgten wir Frau Sandburgs Anweisungen, um nach Connemara zu gelangen.

Das Haus stand schön zwischen alten Bäumen an einem Hang, von wo man ein Thal übersah und in die Berge Wetscaroliniens schauen konnte. Seine Geschichte ging zu den Indianerkriegen zurück. Im Keller waren Löcher in der Mauer, durch die man herangaloppierende Indianer beschießen konnte. Carl Sandburg war bereits berühmt, - er hatte den Nobel Preis bekommen, - als er mit seiner Familie von Wisconsin dorthin zog. Jetzt wollten seine Töchter und Frau Sandburg, die ursprünglich aus Luxemburg gekommen war, wegziehen, und das Haus sollte ein Nationaldenkmal werden.

Frau Sandburg stellte uns ihre zwei Töchter vor, die ständig bei ihr lebten und zeigte uns das Haus. Wir waren von seiner Einfachheit beeindruckt (ganz im Gegensatz zu Biltmore Haus) und von seiner Schönheit. Auf den weissen Wänden hingen große Abzüge von Photographien, die ihr wohlbekannter Bruder Edward Steichen gemacht hatte. Die Einrichtung war einfach, nützlich, alt und wackelig. Alte Holzkisten dienten als Tische und Stühle. Überall waren Bücher und Andenken an das Leben des Gatten. Es machte einen anspruchslosen, aber eleganten und lichten Eindruck; so viel ich weiß ist es in der ursprünglichen Art jetzt erhalten.

Wir fühlten uns dort zu Hause; die weißhaarige Frau Sandburg hatte Mary gerne und setzte sich mit ihr auf das Sopha, um ihr Geschichten vorzulesen.

Die Ziege, die wir schließlich zu sehen bekamen, war ein starkes und schönes Tier. Noch in Connemara entschieden wir uns, ihren Zuchtnamen "Chickaming's Bellflower" in "Sandy" umzuändern. Wie die anderen Ziegen stieg Sandy ohne Zögern hinten in unser Auto, wo sie sich neben den untadelig gekleideten Bankier setzte; auf der langen Heimfahrt saß sie ruhig, den Kopf in seinem Schoß. Er hatte nie etwas Ähnliches erlebt, und da er selber freundlich und sanft war, zog ihn das Tier an. Jahrelang erwähnten seine Briefe aus Bern das Vorkommnis als den Höhepunkt seiner Amerikareise, und er ließ Sandy speziell grüßen.

Sandy ist mir immer besonders lebhaft in der Erinnerung geblieben. Es war nicht nur wegen der Geschichte ihrer Erwerbung, sondern auch weil sie dann Schwierigkeiten hatte Junge zu bekommen und eine Pseudoschwangerschaft bekam; sie produzierte später die schönsten Zicklein und starb in hohem Alter (ungefähr 10 Jahre für Nubische Ziegen) am Ende eines verzauberten Lebens, während welchem sie viel Freude verbreitete.

Wenn ich dies Tier besonders erwähne, beabsichtige ich nicht die anderen etwa 100 Ziegen zu vergessen, die mit unserer Familie früher oder später über 30 Jahre lang lebten. Man kann nicht all die wunderschönen Männchen und Weibchen beschreiben, viele große Milchproduzenten, ausser daß man zusammenfaßt, daß sie alle bemerkenswerte Tiere waren und nette Gesellschaft. Nur Weniges soll noch über die letzten Ziegenjahre berichtet werden, ehe Ziegen von meinem Leben Abschied nahmen.

Als ich 1980 am Ende meines Berufslebens in den Ruhestand trat, wollte ich etwas Vergnügliches anfangen, zu dem ich vorher keine Zeit gehabt hatte. Seit etwa 15 Jahren hatten wir auf dem Hof in Knightdale gelebt. Während der Zeit hatte ich den Landwirtschaftsbetrieb von Tabackanbau zur Produktion von Futter und Streu für Tierställe umgeändert. 25 Jahre lang hatte ich Ziegen gezüchtet, aber ausser dem gelegentlichen Verkauf eines Jungtieres, hatte ich keine Geschäfte damit gemacht. Mir kam der Gedanke, Milch zum Käsemachen zu verwenden. Wenn ich die Ziegen hauptsächlich mit selbstgezogenem Heu fütterte, konnte ich die Pestizidüberreste in der Milch vermindern und eine Art Modelnahrung produzieren.

Es gibt allerhand Ziegenkäseliteratur, meist auf Französisch, und das mußte gelesen werden. Es gibt viele verschiedene Methoden Käse zu machen, und am Ende kommen einige hundert verschiedene Endprodukte heraus. Man kann das zu wenigen Gruppen reduzieren, von weichem, weissen, kurz halbaren Käsen bis zu Käsen mit harten Rinden. Die Letzteren kann man leicht aufbewahren und braucht sie nicht sofort zu verkaufen. Gemäß meiner wissenschaftlichen Ausbildung experimentierte ich mit verschiedenen Produktionsmethoden und arbeitete Methoden zur Herstellung eines gleichmäßigen Produktes guter Qualität aus.

Es ergab sich Gelegenheit für einen Geschmackstest anläßlich der Hochzeith meiner jüngeren Tochter Mary im Frühjahr 1981. Die Hochzeith fand auf dem Knightdale Hof statt. 12 Käse waren auf einem langen Brett ausgelegt, zusammen mit Brot, Messern, Papier und Bleistift und einem Schild, das den folgenden Text enthielt:

"Pete's Käse, aus frischer, kontrollierter, roher Ziegenmilch hergestellt. Bitte versuchen sie so viele wie möglich und schreiben sie auf den Zettel die Nummer der drei bevorzugten Käse; dann bitte Zettel in den Kasten."

Als man die Abstimmungsergebnisse auszählte, ergab sich ein klares Resultat: zwei Käse wurden allen anderen

vorgezogen. Beides waren feste Käse, die mit der Cheddar Methode hergestellt waren. Diese waren die Käse, welche ich zur Herstellung für den Verkauf aussuchte, und man konnte sie mehrere Jahre lang in Raleigh kaufen oder auf dem Hof abholen.

Das Ende der Ziegenjahre kam plötzlich, aber schmerzlos. 1986 entschieden wir uns, den Hof zu verlassen und in die Stadt zu ziehen. Schon lange vorher hatte ich angekündigt, daß ich die Landwirtschaft aufgeben würde, wenn ich nicht mehr einen Heuballen oder Futtersack heben könnte. Dieser Zeitpunkt war gekommen.

Im Laufe der Jahre hatten Liebhaber von weither erfahren, daß ich Ziegen züchtete und verlaufte. Ich hatte niemals angezeigt; Leute riefen einfach an, wenn sie eine Ziege brauchten, oder Käse oder Milch. Wenn ich etwas zu verkaufen hatte, brauchte ich nie lange auf einen Anruf zu warten. So war ich dann nicht erstaunt, als 1986 eines Sonnabend Morgens zwei junge Männer von der Küste North Carolinas anriefen und sagten, daß sie einige Ziegen kaufen wollten. Ich sagte, daß ein paar zu verkaufen seien, und sie erschienen wenige Stunden später. Sie sahen sich die Herde von etwa 15 Tieren an und entschieden auf der Stelle, daß sie alle kaufen wollten. Um mich zum Verkauf zu überreden sagten sie, daß ich die Ziegen jederzeit besuchen könnte.

Diese Männer, die mir gefielen, schienen würdig, Besitzer meiner Ziegen zu werden. Ich entschloß mich zum Verkauf, der Scheck wurde geschrieben, die Ziegen wurden auf den Lastwagen geladen, und ich sah, wie sie entlang der langen Einfahrt der Strasse zu verschwanden, worauf ich sie nie wiedersah.

Dies war ein so plötzliches und unerwartetes Ereignis, daß ich am gleichen Abend noch mit meinem Melkeimer zum Stall ging, wie ich es so lange getan hatte. Als ich ihn leer fand wurde mir klar, daß ich großes Glück gehabt hatte, so lange mit den sanften und schönen Tieren gelebt zu haben.

Ehe ich zum Ende der Erzählung über die Tiere komme, die ein Teil unseres täglichen Lebens wurden, muß ich noch eine ganze Gruppe beschreiben, die unser Leben 20 Jahre lang bereicherte. Die Erzählung beginnt mit dem Kauf eines Guanacos im Jahr 1967.

Zuerst muß ich erklären, daß ein Guanaco eine von vier Südamerikanischen dem Kamel verwandten Arten ist. Zwei Arten sind Haustiere geworden: Das Lama zum Lastentragen und das Alpaca als Produzent feiner Wolle. Die dritte Art ist das antilopenartige Vicunha, und die vierte, wahrscheinlich der Vorfahre von Haustieren, ist das Guanaco, ein großes, rotbraunes Tier mit feinem, grauen Kopf und gespaltenen Hufen. Alle diese Tiere können im Nordkarolinischen Klima leben, und man mußte annehmen, daß sie sich dort vermehren könnten.

Eines Tages fuhren wir nach Asheboro, ungefähr eine Autostunde nach Westen, um seltene Enten für unseren Teich zu kaufen. Herr Garner, ein Lastwagenfahrer und

Tierliebhaber, hatte auch noch ein weibliches Guanaco zum Verkauf. Das Tier lockte uns, und Inge bot es mir als Weihnachtsgeschenk an. Ich nahm es mit Begeisterung an.

Wir machten Pläne, das Guanaco in einem Pferdeanhänger nach Hause zu bringen und vorläufig mit den Ziegen zusammen unterzubringen. Später konnten wir einen großen Auslauf im Wald schaffen, wo es rennen, springen und sich unter beinahe natürlichen Bedingungen verstecken konnte. Wie wir sehen werden übersah unser Plan die Besonderheiten dieses Wildtieres.

Ein pferdezüchtender Chirurg nahebei lieh uns seinen Pferdeanhänger. In Asheboro gab Herr Garner zu, daß er Schwierigkeiten gehabt hatte, das scheue Tier in eine Scheune zu locken und die Türe zu schließen. Durch eine Ritze in der Wand konnten wir in die Scheune schauen. Das Guanaco lag in voller Größe flach auf der Erde mit dem Kopf in einem kleinen Pappkarton, was wohl einem Verstecken so nahe wie möglich kam. Ich fand das sogleich besonders nett.

Man konnte das Guanaco leicht auf eine Plane rollen und darauf in den Anhänger ziehen, wobei der Kopf im Kasten blieb. Auf dem ganzen Rückweg nach Knightdale blieb es bewegungslos auf dem Boden liegen. Wir fuhren den Anhänger rückwärts zum Ziegenstall und zogen Plane und Tier in die Umzäunung. Von neugierigen Ziegen umgeben stand es in typischer Kamelart auf, abwechselnd erst hinten dann vorne, bis es in voller Eleganz vor uns stand, mit dem Kopf etwas höher als wir. Wie sich herausstellte war das der letzte friedliche Moment in dieser Woche.

Das Guanaco trat vorsichtig vom Zaun zurück; ohne sichtbare Anstrengung segelte es in elegantem Schwung über den hohen Zaun und galoppierte in den Wald. Wir rannten hinterher, boten Futter an, machten ein Seil als Lasso bereit. Ohne Erfolg! Wir konnten bestenfalls nahe kommen, aber dann trabte das Guanaco mit einigen leichten Schritten davon. Bei einbrechender Dunkelheit mußten wir die Jagd aufgeben.

Den ganzen Abend lang erwogen wir Maßnahmen für die Rückkehr in der Annahme, daß das Guanaco die Nacht in fremder Umgebung überleben würde, ohne z.B. erschossen zu werden. Inge schlug vor, daß wir die nächste Radiostation anrufen. Der Plan war, daß sie ankündigen sollten, daß ein Lama (wir hatten diesen bekannteren Namen gewählt) Östlich von Raleigh frei wäre, daß es sanft, harmlos und pflanzenessend sei, und daß wir eine Belohnung für den Fang boten. Der Ansager faßte das nicht ganz richtig auf, sondern deutete an, daß das Tier etwas merkwürdigen Leuten gehörte. Wer sonst hätte schon ein Lama!

In der folgenden Woche berichtete die Zeitung täglich von der Guanacosuche. Eine weite Hörerschaft wurde damit unterhalten. Viele Leute riefen an und berichteten, daß sie das Tier gesehen hätten. Eine Frau erzählte, daß sie es mit ihren Schweinen aus einem Trog hätte essen sehen,- sie lebte meilenweit weg, auf der anderen Seite der Stadt Raleigh. Als

das Guanaco schließlich entdeckt wurde, graste es in einem Feld nahe bei unseren Wäldern, wo es wahrscheinlich die ganze Woche lang gewesen war.

Am siebenten Tage nach der Flucht erhielt ich einen Anruf aus Angiers, einem kleinen Ort Südlich von Raleigh. Dies ist aus unbekanntem Gründen die Heimat von Berufs-Ropern, Männer, die Vieh mit dem Lasso fangen, nachdem es z.B. während des Sommers auf Inseln im Meer zum Gras freigelassen war. Der Mann fragte am Telephon, ob er als Berufsfänger auch die Belohnung empfangen könnte. Ich versicherte ihm, daß er das Geld bekommen würde. Einige Stunden später rief er wieder an und sagte: "Dr. Witt, ich werde Ihnen gleich Ihr Lama bringen!"

Kurz darauf kam eine merkwürdige Karawane unsere lange Einfahrt herauf: Vorne war ein Lastauto mit Hunden und (wie wir später herausfanden) dem Guanaco hinten drauf sitzend. Es war ein Sonnabend, und Mary und ich waren alleine zu Hause, und wir beobachteten, dem Auto folgend, Leute auf Pferden, auf Fahrrädern, Motorrädern und mit anderen Transportmitteln. Das Guanaco wurde in eine überdeckte Box geführt, aus der es nicht mehr entkommen konnte. Die Belohnung wurde dem Roper vor allen Zeugen ausgehändigt, darunter ein Berichterstatter mit Kamera. Das Bild in der Zeitung zeigte dann Inge und mich, wie wir über die Wand auf das im Stall liegende Tier schauen, mit der Unterschrift: "Herr Dr. und Frau Witt schauen mit Stolz auf ihr wiedergefangenes Lama." Nach einer Woche auf der Frontseite der Zeitung war dieser Bericht wohlverdient. Lange blieb ich bekannt dafür; 10 Jahre später erkannten mich Leute aus Raleigh noch als den Mann mit dem entlaufenen Lama; und als ich Jahre später einen Budgetvorschlag für die von mir geleitete Forschung dem Nordkarolinischen Parlament vorlegte, wurde ich auch als der Mensch mit dem bekannten Lama erkannt. Ich frage mich, habe aber keine Belege, ob das Lama mit der Genehmigung der Gelder am Ende etwas zu tun hatte.

Ein Jahr später bot Herr Garner als besondere Gelegenheit ein trächtiges Guanaco-Lama an. Inge kaufte es. Einige Monate später wurde ein dunkelbraunes Männchen geboren, das wie ein 3/4 Lama und 1/4 Guanaco aussah. Sobald es herangewachsen war, deckte es das ursprüngliche Guanaco, und danach wurden jedes Jahr wunderschöne Babies produziert. Bald hatten wir eine Herde von schwarzen, braunen und gefleckten Lamas. Man sah sie mit besonderem Vergnügen jeden Morgen und Abend zum Füttern herankommen.

Als die Zeit herankam, wo die Guanaco-Lamas weggegeben werden mußten, fand ich heraus, daß sie sehr im Wert gestiegen waren. Sie waren als Haustiere "entdeckt" worden. Ich las, daß Henry Ford III. ein Lama in seiner New Yorker Wohnung hatte, wofür er ein extra Badezimmer hatte. Man konnte sie als Tragtiere verwenden, besonders auf Touren in den Bergen, wobei sie Vegetation am Wege frassen. Es gab in den Rocky und Blue Ridge Bergen Lamavermietungen.

Aber es gab auch Lamamangel in den US. Wegen der Maul- und Klauenseuche war die Einfuhr Südamerikanischer Tiere gesperrt.

Um zu verhindern, daß meine Tiere zu ingezüchtet wurden, hatte ich mit anderen Züchtern getauscht, und so hatte ich langsam eine stattliche Herde versammelt. Jedes Jahr boten Händler und Privatzüchter höhere Preise für meine überzähligen Tiere. Als schließlich der Tag für die Trennung von meiner Herde kam, (wieder ein Mal zu einem Händler, den ich besonders gerne hatte), kletterte jedes der Tiere friedlich hinten auf einen Lastwagen, und ich blieb mit einem Scheck von einigen Tausend Dollar zurück.

In den zwanzig Jahren, die die Lama/Guanacos auf dem Hof gelebt hatten, waren sie in einer waldigen Umzäunung von etwa 2 1/2 Acker mit vielen anderen Tieren zusammen, von denen einige erfolgreich gezüchtet werden konnten, andere nicht.

Ein Erfolg war die Herde Europäischer Bergschafe oder Mouflons. Ich fing mit 5 an, die ich von Herrn Garner gekauft hatte. Jeden Frühling produzierte jedes Weibchen ein Lamm, und bald war eine blühende Herde in den Wäldern; sie knabberten nicht die Rinde der Bäume, stattdessen düngten sie sie, und die Bäume gediehen und bildeten einen schönen Hintergrund für die Tiere. Wegen der grossen Zahl von Tieren konnte ich regelmäßig Widder austauschen und überzählige Tiere verkaufen.

Es war nicht leicht, die Tiere zum Verkauf zu fangen: Mouflons sind besonders scheu, rennen schnell und springen hoch. Man brauchte wieder die Berufs-Roper aus Angiers, die bereits das Guanaco gefangen hatten. Meine Sekretärin brauchte nur die Feuerwache in Angiers anzurufen, wo die Roper früher oder später auftauchten und die Botschaft erhielten. Manchmal kam der Roper mit seiner ganzen Familie, und 2 oder 3 Generationen arbeiteten als Gruppe tüchtig zusammen. Ich zeigte ihnen die Tiere, die ich verkaufen wollte, und kurz darauf befand sich das Lasso an richtiger Stelle um das richtige Tier, während es zwischen den Bäumen vorbeiraste.

Einige andere Tierarten waren nicht so geeignet. Der Amerikanische Vogel Strauss, Rhea Americana, sass ein Mal auf Eiern, und einige Küken schlüpften, aber überlebten nicht. Ebenso ging es mir mit dem Australischen Emu. Dessen graue oder dunkelgrüne Eier waren gut zum Essen, oder man konnte sie ausblasen, und sie bildeten gute Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenke. Ein Mal brachte ich zu einem Diner, wo die Gäste etwas zu Essen mitbringen sollten, einen Teller mit hartgekochten, in Scheiben geschnittenen Rhea-Eiern. Jedes Ei hatte die Größe von ungefähr 12 Hühnereiern. Ich blieb nahe meiner Schüssel stehen, um die Reaktion der Gäste auf die großen Scheiben zu beobachten. Viele Personen kamen heran, nahmen eine Scheibe auf ihren Teller, und gingen ohne Weiteres wieder weg. Schließlich fiel einem die Ungewöhnlichkeit eines solchen Eis auf, und er trat zurück

und drückte laut sein Erstaunen aus. Andere versammelten sich darum herum und besprachen die Situation. Dann erklärte ich, der stolze Urheber der Situation, das Ganze.

Auch hatte ich kein Glück mit dem Züchten von Kanguruhs. Bei einem Blutforschungsinstitut, wo ich Vorlesungen hielt, bot man mir 3 Tiere an, und ich interessierte mich natürlich dafür. Als wir bei der Hochzeit eines Pathensohnes in Europa waren, bekamen wir ein Telegramm, in dem stand, daß ein Baby-Kanguru~~h~~ geboren sei. Es war von meiner zu Hause gebliebenen Schwiegermutter gesehen worden, wie es aus dem Beutel der Mutter herausschaute. Aber es gelang uns nicht es großzuziehen.

In gewisser Weise war das ganze Kanguruh-Experiment verfehlt. Wenn die Känguruhs hopsten, war es den anderen Tieren so fremd, daß Alle wild herumzurasen begannen. Ich lernte daraus, daß Tiere, die einander sehr fremd waren, nicht zusammengesperrt werden sollten.

Um die Tiere war ein 2 meter hoher Zaun. Nur ein Mal brach dieser zusammen. Eines Abends, als ich das Haus verließ um die Tiere zu füttern, fand ich alle vergnügt im Hof am Haus herumlaufen. Einen Moment lang stand mein Herz still: niemand war zu Hause um mir beim Fangen zu helfen, selbst wenn das möglich gewesen wäre. Im Geiste sah ich bereits eine Reihe neuer Zeitungsartikel, die nun von vielen entlaufenen merkwürdigen Tieren berichteten. Ich entschloß mich, mich wie immer zu verhalten,- schließlich war ich ebenso ein Gewohnheitstier wie die Tiere: Ich trug den Eimer mit Futter zum Tor der Umzäunung, öffnete das Tor und ging hinein. Alle Tiere folgten mir. Während sie zu fressen anfangen, machte ich schnell das Tor zu und reparierte den gefallenen Zaun, der von einem gestürzten Baum umgelegt worden war.

Vielen Menschen scheint es kaum verwunderlich, daß man Tiere wie die, die ich gerade beschrieben habe, gerne hat. Aber als eine Art Nachwort muß ich über Tiere berichten, die den Menschen viel weniger nahe stehen als Pferde oder Lamas. Ich hatte mit ihnen in meiner wissenschaftlichen Forschung zu tun, aber ich begann auch, sie sehr gerne zu haben.

Nach Vorlesungen über den Netzbau der Spinnen wurde ich oft gefragt, ob ich diese Kreaturen gerne hätte. Angst und Ekel gegenüber Spinnen sind schließlich ein bekanntes Phänomen, das sogar einen eigenen Namen hat: Arachnophobia. Ich habe immer ohne Zögern geantwortet: "Spinnen als Tierart habe ich im Laufe der Jahre lieber und lieber gewonnen; und ich erinnere mich mit Freude an besondere Individuen, die ich im Laufe meiner Laboratoriumsforschung kennenlernte."

Im Laufe der Jahre haben viele, oft exzentrische Wissenschaftler ihr Leben der Spinnenforschung gewidmet. Es gibt z.B. den Deutschen Grafen Keyserling, der in vielen Bänden das definitive Werk über Amerikanische Spinnen schrieb, ohne je sein Schloß in Schlesien zu verlassen; sein Wissen kam von toten Tieren, die Sammler ihm per Post schickten.

Im gleichen Sinne hörte ich ein Mal, wie einer der bedeutendsten Amerikanischen Spinnenexperten am Ende eines Vortrages über eine bestimmte Art ausrief: "Aber ich habe nie eine dieser Spinnen lebend gesehen!"

Das Wort exzentrisch ist nicht tadelnd gemeint; im Laufe der Jahre hatte ich Gelegenheit bei vielen Treffen Arachnologischer Gesellschaften mitzumachen, national und international, klein und groß, und ich habe herausgefunden, daß besonders nette Leute dort zusammenkommen, durch ihr gemeinsames Interesse an Spinnen zusammengehalten, - sei es an Systematik, Morphologie, Verhalten oder Physiologie.

In solcher Gesellschaft hört man oft Geschichten über den Wert von Spinnen: z.B. über den Wissenschaftler der aus dem Gefängnis freigelassen wurde, nachdem er gelernt hatte aus dem Verhalten der Spinnen in seiner Zelle das Wetter vorauszusagen. Solch eine Voraussage erlaubte es Napoleon an einem bestimmten Tag erfolgreich einen gefrorenen Fluß zu überqueren und anzugreifen. Der Gefangene wurde freigelassen. - Und man erinnert sich manchmal, daß während der Britischen Blockade, die der Französischen Revolution folgte, "Spinnenseide" in genügender Menge gesammelt werden konnte, um Ersatzstrümpfe daraus zu fabrizieren.

Bekanntschaft mit Spinnen gibt Gelegenheit die Individualität der Tiere zu beobachten. Im Anfang hatte ich Namen auf die Kastenrahmen meiner Laboratoriumsspinnen geschrieben, jeder Rahmen hatte einen anderen Namen, da keine Spinne eine Zweite im Rahmen duldet. Später wurden die Namen durch Nummern ersetzt, an denen man Ursprung, Art und Geburtsdatum jedes Tieres erkennen konnte. Manchmal lief eine Spinne weg, und am folgenden Morgen fand man ein grosses, wunderschönes Netz über eine Ecke des Raumes gespannt. Man brauchte die Spinne, die in der Mitte eines solchen Netzes sass, nicht zu erkennen; ein Blick auf das Netz genügte um zu sagen: "D36 ist wieder Mal weggelaufen!" Das Netzmuster liess uns den Erbauer erkennen.

Vom Erkennen solcher Individualität bis zur Erklärung, wie man das erkennt, ist ein langer Weg. Man kann es mit dem Erkennen einer Person durch ihr Gesicht oder ihre Bewegungsweise vergleichen: Wir wissen nicht, wie wir es erkennen. Das geometrische Radnetz von *Araneus diadematus* (der Kreuzspinne) hat ein kompliziertes Muster. Wenn man ein Netz erkennt ist es, als ob man es mit einem inneren Erinnerungsmuster vergleicht, das man beim Ansehen vieler Netze als Standard entwickelt hat.

Das Erkennen von Mustern, die Übersicht und Auswahl unzähliger Einzelheiten, ist eine sehr schnelle Funktion unseres Gehirns; wir können es mit einem Computer nur ungeschickt nachzumachen versuchen, indem wir ihn programmieren einige Masse zu vergleichen. Diese wenigen Masse, mit Cluster Analyse und anderen statistischen Methoden behandelt, erlauben uns manchmal objektiv Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten in Netzen zu identifizieren. Wenn man das tut, findet man Bestätigung des Eindrucks, daß es individuelle Netzmuster gibt, die zwar von Tag zu Tag etwas variieren, aber ihre Besonderheiten beibehalten und eine Spinne von der anderen unterscheiden. Das Gesicht ändert sich im Laufe der Jahre, aber behält seine Besonderheiten bei.

Es scheint sogar eine Familienähnlichkeit zu bestehen, wenigstens in Netzen von Cousins ersten und zweiten Grades. Nur die Weibchen bauen verlässlich beinahe täglich ein Netz, womit ein so reichhaltiges Dokument hergestellt ist, daß man mit einzelnen Tieren bekannt werden kann. Und selbst bei einem Tier, das so weit vom Menschen entfernt ist, kann ich berichten, daß ich einzelne Tiere kennen und lieben lernte.

Dies beschließt einen unvollständigen Bericht über die vielen Tiere, die mein Leben bereicherten und mich erfreuten. Ich begann mit einem Aquarium mit Guppis, und jetzt, 60 Jahre später, habe ich gerade noch einen Hund, der mich zwei Mal am Tag auf Spaziergängen begleitet. Es ist ein Australischer Hütehund, der zur Arbeit und zum Gehorsam gezogen worden ist. Wir haben uns gegenseitig sehr gerne, wie ich viele andere Tiere in der Vergangenheit gerne gehabt habe.

Anfragen für Geld zur Rettung der Walfische und anderer gefährdeter Arten scheinen mir manchmal etwas hysterisch. Selbstverständlich macht Respekt und Liebe für Tiere die Welt für Menschen einen besseren Ort zum Leben, und ich glaube, daß der Mensch, der besonders erfolgreich seine Art vermehrt hat, jetzt sich darum kümmern sollte, wie er das auf Kosten der Zahl und Vielfalt anderer Tiere getan hat. Aber nur selten wird es uns gelingen eine gefährdete Art zu erhalten.

Das Erkennen von Mustern, die Übersicht und Auswahl



Vater und Mutter Hirsels in Wauze, 1945.

unabhängig  
 unsere  
 ungesch  
 progra  
 Masse,  
 Method  
 Versuch  
 identifi  
 binden  
 Tag zu  
 beiden  
 Das Ge  
 seine  
 E  
 keine  
 Nur di  
 womit  
 mit et  
 einen  
 berich

die vielen  
 ertritten.  
 jetzt, 80  
 sich  
 Anst  
 Kerzen  
 wie ich  
 habe.

Anfangen  
 ketzerische  
 Selbstver  
 helf  
 glaube,  
 vermerkt  
 auf Kosten  
 aber nur  
 erhalten.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges.

Es gibt Zeitabschnitte, die man besonders gut in Erinnerung behält; solche Zeiten sind gewöhnlich durch ausserordentliche Ereignisse gekennzeichnet. Für mich war das Ende des Zweiten Weltkrieges ein solcher Abschnitt.

Im Frühjahr 1945, während der letzten Wochen des Krieges, lebte ich bei einer besonders netten Familie in Wannsee. Sie hatten mich aufgenommen, nachdem ich Grunewald verlassen hatte, wo unsere Häuser durch Bomben zerstört worden waren; und die Zimmer, die ich bei in der Nähe wohnenden Freunden bewohnte, waren unter täglichen Bombenangriffen. Wannsee lag weiter gegen Westen, getrennt von der Stadt Berlin, aber mit Zug- und Busverbindungen, die leichten Zugang zur Stadt versprachen.

Der Vater und die Mutter der Familie, bei der ich wohnte, waren Ärzte. Die Mutter war halbjüdisch, und beide waren liberal und human gesinnt in ihren Ansichten über Deutschland. Sie waren nachdenklich, aber tüchtig in der Führung ihres täglichen Lebens. Die zwei Töchter, deren ältere ich nach dem Krieg zu heirathen erwog, waren auf meine Empfehlung hin nach Süddeutschland gezogen, wo sie auf dem Sankt Georgenhof mit meiner Mutter und ihrer Familie lebten. Sie waren dadurch wohl genügend weit von der sich nähernden Russischen Armee entfernt.

Während ich Urlaub gehabt hatte, um meine Abschlußprüfung in Medizin an der Universität Berlin zu erledigen, war meine Militäreinheit von der sich nähernden Russischen Armee überrannt worden, und meine Militärpapiere waren verloren gegangen. Ich entschloß mich, auch verloren zu gehen; ein Schritt, der bei Entdeckung zu sicherem Tod geführt hätte, meist durch Aufhängen am nächsten Laternenpfahl. Dies war ein Ausdruck der verzweifelten Situation, in der sich die Deutsche Hitlerregierung gegen Ende des Krieges befand. Ich verbrannte meine Uniform im Ofen der Hussels Familie in Wannsee und trug nur noch alte Zivilkleider von vor dem Krieg.

Ich war bei meinem Vorgehen nicht alleine. Eine zunehmende Zahl Deutscher Soldaten entschied sich, das sinkende Schiff zu verlassen und Zivilist zu werden, in der Hoffnung, daß sie es vermeiden könnten, Kriegsgefangene in Rußland zu werden. Es stellte sich später heraus, daß die, welche in Kriegsgefangenschaft gerieten, entweder verloren gingen oder erst viele Jahre später nach Hause kamen. Wir hatten die Wahl zwischen zwei Gefahren: entweder an einem Berliner Laternenpfahl aufgehängt zu werden oder Abtransport nach Rußland. Ich hoffte, daß ich mich durchwinden und beide unerfreulichen Möglichkeiten vermeiden könnte. Obwohl das meinem starken Hang zur Ordnung und Beachtung der Gesetze widersprach, so hatten die letzten Jahre mich gelehrt, daß es Zeiten gab wo man etwas riskieren mußte. Wie sich später herausstellte, hatte ich die richtige Entscheidung getroffen.

Das Haus in dem ich lebte war in den 1920er Jahren gebaut worden; es war ein Einfamilienhaus mit flachem Dach, und es lag in einem großen Garten. Wir hatten ausgemacht, daß bei herankommender Gefahr ein Warnungssignal gegeben wurde; wenn das ertönte, kletterte ich sogleich auf das Dach und blieb dort, bis Entwarnung erklang.

Es war eine große Hilfe, daß ich gerade das Medizinstudium im Dezember 1945 beendet hatte; ich konnte mein neuerworbenes Wissen jetzt im improvisierten Operationssaal anwenden. Meine Arztfreunde, bei denen ich wohnte, waren durch die Not der Opfer von Luftangriffen und der nachfolgenden Feuer gerührt worden. Sie hatten sich einer leeren Villa bemächtigt, die ursprünglich von den Reclams, einer Berliner Verleger Familie, bewohnt worden war. Das Haus wurde in ein Feldhospital umgewandelt. Ich hatte nützliche Erfahrungen mit Feldspitälern und verwundeten Soldaten erworben. Im Keller waren die Operationsräume, wo Leuten erste Hilfe gegeben wurde: Wunden wurden desinfiziert, bandagiert und oft genäht. Die oberen Zimmer waren Krankenräume.- Als ich viele Jahre nach dem Kriege dorthin zurückkehrte erzählte man mir, daß das Gebäude ein Krankenhaus geblieben war, aber jetzt mit all den Spezialgeräten und besonderen Räumen ausgerüstet war.

Hauptsächlich während der Luftangriffe, aber auch danach, fungierte ich als Arzt-Pfleger und als Assistent für die älteren Ärzte. Es war eine der Zeiten, zu der man so nötig war, daß man den Schlaf vergaß und die eigene Bequemlichkeit und den Rest der Welt. Ich war froh, daß ich Medizin studiert hatte, wodurch ich in der schwierigen Zeit Menschen helfen konnte, anstatt sie zu bekämpfen. Auf diese Weise gingen die letzten Tage des Krieges für mich fern von den täglichen politischen Ereignissen in einem Hochgefühl vorüber.

Jeder in Berlin hoffte, daß die Amerikaner, die Westlich von uns ganz nahe waren, in der Hauptstadt vor den Russen, die vom Osten kamen, eintreffen würden. Wir beobachteten, daß die Amerikaner an der Elbe halt machten, ohne daß wir damals wußten, daß Eisenhower mit Stalin verabredet hatte, daß er ihm die Eroberung von Berlin überlassen würde.

Die Berliner nahmen im Allgemeinen an, daß Amerikanische Eroberer sich den Eroberten gegenüber rücksichtsvoller als die Russen benehmen würden. Diese Annahme fand man später zumeist bestätigt, selbst wenn es Ausnahmen gab, wie ich berichten werde. Nach ausführlichem Granatenregen kamen die Russen von Osten im Frühjahr 1945 in der Stadt an, und etwa 1 1/2 Tage später kamen sie in den Westen der Stadt, wo ich war. Die Brücke über die Wasserstrasse zwischen dem Grossen und Kleinen Wannsee wurde nicht gesprengt, und die Eroberer marschierten ohne Schwierigkeiten hinüber. Es gab Fußsoldaten und, zu unserer Verwunderung, viele kleine Pferdewagen, die Panje-Wagen genannt wurden, die mit Männern in zerrissenen Uniformen beladen waren. Man erzählte sich Geschichten über ihre Unerfahrenheit mit Westlicher Zivilisation, wie die von dem Soldaten, der sich im Becken des Closetts das Gesicht gewaschen hatte. Wahrscheinlich war dabei der Umstand zufriedenstellend, daß die Sieger uns wenigstens in Manieren unterlegen waren. In meinem Keller sah ich wenig davon.

Soweit ich mich erinnere schloß ich zwischen Operationen im Keller der Wannseevilla, als die ersten Russischen Soldaten in unserer Nachbarschaft erschienen. Ich war sehr erleichtert, als ich den ersten Russen den Keller betreten sah, nachdem ich wochenlang versteckt gelebt und um mein Leben gebangt hatte; Entdeckung vorher hätte Tod bedeutet. Ich wachte auf, erkannte sofort was passiert war, und ich umarmte den ersten Russischen Soldaten. Dies war spontan und ohne vorherige Planung, und meine Freunde erzählten mir nachher, daß sie kurz für mein Leben gebangt hätten. Aber der Soldat deutete mein Verhalten nicht als Angriff, und wir Alle begannen zu lachen und uns erleichtert zu fühlen. Es war das Ende von 12 Jahren Hitlerregierung!

In den folgenden Tagen und Wochen erwies sich die Russische Besetzung als gemischter Segen. Soldaten gingen überall herum und kamen ungefragt in jedes Zimmer. Sie kamen ohne Erlaubnis in den sterilen Operationssaal und begannen, ihre Finger in Wunden und Bandagen zu stecken; sie wollten erklärt haben, was wir taten. Ich erinnere mich, daß ich ein Mal die Hand eines Russen beiseite schlug, als sie sich einer sterilen Bandage näherte. Nach einem Augenblick des Zögerns verstand er und zog die Hand zurück und verließ den Raum. Dies versetzte Alle in Erstaunen, aber ich fühlte, daß es Respekt für etwas war, das mit Gewalt nicht richtiggestellt werden konnte. Wir konnten uns bis zu einem gewissen Grade über die Sprachgrenze hinweg verstehen.

Nur selten gibt es Augenblicke im Leben moderner, zivilisierter Menschen, wo sie ohne Vorschriften und Regeln leben müssen, wenn das Befolgen der Gesetze nicht durch Polizei oder andere öffentliche Beamte überwacht wird. Berlin hatte damals über 4 1/2 Millionen Einwohner, und die Stadt ging am Ende des Krieges durch eine solche gesetzlose Periode. Die Deutsche Regierung war gerade zusammengebrochen, und Fremde aus dem Osten hatten die Macht, und sie verstanden nicht ein Mal unsere Sprache. Wie ich viel später erfuhr und Gelegenheit hatte näher zu erforschen (siehe späteres Kapitel) hatte Hitler, der Tyrann, der keinerlei Autorität je delegiert hatte, sich gerade durch Selbstmord der Verantwortung entzogen, und die verschiedenen Teile des Landes standen nicht mehr in Verbindung miteinander. Jeder war auf sich selbst gestellt und tat, was er im Augenblick für richtig und vorteilhaft ansah. Wie es mir erschien, und wie ich es interpretierte, ging das Leben der Meisten weiter wie vorher, und Leute folgten Regeln, die keinem Zwang mehr unterworfen waren. Nur wenige wurden wild und nutzten die Gelegenheit zu ihrem Vorteil aus. Hier sind Beispiele:

Wannsee ist ein Vorort von Berlin, wo viele Regierungsbeamte lebten. Diese Leute hatten die Gewohnheit ihren Wohnort jeden Morgen pünktlich mit einer Aktentasche unter dem Arm zu verlassen, und man konnte sie beobachten, wie sie ebenso pünktlich jeden Abend mit der Bahn oder dem Bus aus der Stadt heimkehrten. Mit Staunen bemerkte ich während der ersten Wochen der Besetzung Berlins, daß die Meisten ihre Häuser am Morgen zu gewohnter Zeit in gewohnter Weise verließen, und daß sie am Abend pünktlich heimkehrten. Die Innenstadt war zu der Zeit ein Trümmerhaufen, Gebäude waren zerstört oder verbrannt, Regierungsämter waren geschlossen. Ich versuchte zu erraten, was die Beamten während des Tages in der Stadt taten: Saßen sie während der Arbeitsstunden auf den Schutthaufen? Oder versuchten sie aufzuräumen? Suchten sie nach Überresten? Viel Zeit ging wohl beim Hin- und Herfahren drauf, aber was passierte in der übriggebliebenen Mitte des Tages? Ich fand es nie heraus, aber ich überlegte, daß tägliche Gewohnheiten wohl stärker waren als sinnvolle Nutzung der Zeit.

In Wannsee gab es einen großen Luftschutzbunker der Regierung, der für den Notfall als Zuflucht vorgesehen war. Er wurde am Ende des Krieges geöffnet und Allen zugänglich gemacht. Ich erinnere mich, daß wir aufgestapeltes Papiergeld in Säcke schaufelten und in unser Hospital trugen. Es diente dem Kauf von Essen für die Patienten und zur Bezahlung anderer Notwendigkeiten im Spitalbetrieb. Dies Geld wurde wohl niemals zurückgegeben oder abgerechnet. Aber wir kamen nie auf die Idee, Geld für uns selber zu nehmen. Wir bleiben im Großen Ganzen ehrlich und befolgten die Regeln.

Während meiner 8 Jahre im Arbeitsdienst und beim Militär hatte ich regelmäßig ein Gehalt bezogen, während Ernährung und Unterkunft frei waren. Dies machte es mir zum ersten Mal in meinem jungen Leben möglich, eine größere Summe zu ersparen. Meine Ersparnisse betragen gegen Ende des Krieges mehr als 15,000.-Mark, was damals eine gute Summe darstellte. Während die Russen sich Berlin näherten machte ich mir Sorgen um das Geld, und ich nahm das Angebot meines Schwagers an, dies Geld auf sein Conto in Süddeutschland zu überweisen. Dieser Schwager war der Mann meiner jüngeren Schwester und der Vetter ersten und zweiten Grades meiner Mutter; er lebte auf unserem Hof in Süddeutschland und hatte sich zu unserem Familienbankier ernannt. Er sorgte dafür, daß die vielen Rechnungen meiner Großmutter, Mutter, vieler Tanten und Vettern und Cousinsen bezahlt wurden. Niemand wußte damals, ob das alte Geld nach dem Krieg noch etwas wert sein würde; die Überweisung schien das Risiko wert.

Um späteren Entwicklungen vorzugreifen, ich sah das Geld nie wieder. Obwohl es rechtzeitig eingetroffen war und keine Abwertung stattgefunden hatte, hatte der "Bankier" es der großen Summe beigefügt, die er für die ganze Familie verwaltete, und die wir als "Familientopf" bezeichneten. Er entschied sich daraus jeden nach seinen Bedürfnissen zu unterstützen, unabhängig von den ursprünglichen Beiträgen. Nach dem Krieg bestimmte er, daß meine Studien wohl unterstützt werden könnten, aber daß ich kein Recht auf mehr hätte. Ich habe ihm das nie verziehen, und ich habe mich seither bemüht immer unabhängig zu bleiben, im Gegensatz zu meiner Mutter, die ihn bis an ihr Lebensende immer um Geld bitten mußte.-

Der sonst pedantische "Bankier" hatte die Gelegenheit zeitweiser Gesetzlosigkeit benutzt, um seine eigene Gerechtigkeit Anderen aufzuoktroyieren. Ob er sich darüber klar wurde, daß ihm das persönlich bedeutende Vorteile brachte, da er als Mann meiner Schwester Nutznießer des "Topfes" wurde ohne etwas eingebracht zu haben, habe ich nie herausgefunden. Er war sehr empfindlich gegen Anfragen!

In all dem Durcheinander in Berlin begann ich bald unruhig zu werden. Ich wollte wissen, ob meine nächsten Verwandten, die beinahe alle auf dem Hof meiner Mutter lebten, noch am Leben waren, und was mit ihnen passiert war. Ein weiterer Faktor trieb mich von Berlin und der Russischen Besatzungszone weg: man konnte nie voraussagen, was als Nächstes passieren würde. Einen Tag konnten die Soldaten besonders freundlich sein, mich umarmen, mich zum Abendbrot einladen; und die gleichen Leute konnten einen Tag später als fremd und bedrohlich auftreten. Man war immer in Angst, daß man am nächsten Tag nach Sibirien abtransportiert werden könnte, und die Art Leben, die man kannte und liebte, würde für lange oder für immer enden.

Ein besonderes Erlebnis beleuchtet die erschreckende Unsicherheit. Früher habe ich über die alte Kinderfrau, Schwester Anna, berichtet, die bei meinem Heranwachsen eine so wichtige Rolle spielte. Zu dieser Zeit lebte sie im Ruhestand in einem Zimmerchen in der Mitte der Stadt. Ich besuchte sie regelmäßig, brachte ihr Essen und andere Notwendigkeiten und versuchte herauszufinden, ob ich ihr irgendwie helfen konnte. Eines Morgens fuhr ich auf dem wieder in Betrieb gesetzten Bus zu ihr in die Stadt. Auf der offenen Strasse zwischen Wannsee und Berlin wurde der Bus von einem Russischen Trüppchen angehalten. Alle Passagiere wurden aufgefordert, den Bus zu verlassen und ihre Papiere vorzuzeigen; sie wurden danach zu einem großen Militärauto gewiesen, das sie zu besteigen hatten. Als ich daran kam, benutzte ich mein wenig Russisch und all die Papiere, die ich vorsichtshalber bei mir hatte, um klar zu machen, daß ich ein Arzt unterwegs zu einem Patienten war. Das Wort "Wratsch", das ich gelernt hatte, und Papiere und Zeichen erwiesen sich als ausreichend, um mich vom Besteigen des Lastwagens zu befreien. Ich ging so schnell wie möglich nach Wannsee zurück, froh daß ich dem Abtransport ins Unbekannte entkommen war. Als man in den folgenden Tagen erfuhr, daß keiner der uns bekannten Menschen auf dem Bus wieder zu Hause aufgetaucht war, bestärkte es mich in dem Entschluß, Berlin so schnell wie möglich zu verlassen.

Der Bericht eines weiteren Abenteuers wird die Erzählungen beenden, die das vielseitige Bild Berlins nach dem Kriege malen sollen. Unter den Bewohnern Wannsees waren viele Musiker, beruflich oder Amateure, die entschieden hatten, daß es für uns Alle eine nette Ablenkung bedeuten würde, wenn wir von Zeit zu Zeit ein Concert hören könnten. Der Bankier Jacob Goldschmid, der nach USA ausgewandert war, hatte vorher seiner Freundin ein Häuschen am Wannsee gebaut, das all Zimmer um eine große Mittelhalle gruppiert hatte. Ein Riesenfenster öffnete den Blick von der zweistöckigen Halle auf Rasen und See. Dies wurde unser Concertsaal. Eines Nachmittags, als wir Alle herumsaßen, um Kammermusik von Mozart anzuhören, sahen wir auf dem Rasen hinter den Musikern einen Soldaten in Russischer Uniform sich nähern. Sobald er das Fenster erreicht hatte, erhob er sein Gewehr und zerschmetterte das Glas. Die Musiker hörten auf zu spielen, und Alle saßen unbeweglich. Der Soldat stieg langsam durch das Fenster, marschierte durch die Halle mit der stillen Menschenmenge und verließ das Haus durch die Hintertür. Nach kurzer Unterbrechung erholten wir uns genügend, um das Concert fortzusetzen.- Die liebevolle Musik, das elegant angezogene Publikum, die schönen Möbel in der verhungerten Stadt hatten mich immer als ungehörig berührt. Aber diese krasse Szene, die ich nie vergessen werde, zeigte ein Mal wieder das Überleben alter Sitten inmitten des Chaos.

Schließlich faßte ich meinen Entschluß und bestieg einen der Züge, die die Stadt jeden Morgen verließen. Ich fand einen bequemen Platz auf dem Dach eines Personenwagens. Mit mir hatte ich eine Aktentasche mit etwas Essen und einigen alten Papieren; die Papiere sollten mich als ordentlichen Bürger ausweisen. Die Militärpapiere waren verbrannt, und Pässe gab es damals nicht mehr. Ich hatte etwas mit einem Bild von mir, mit Geburtsdatum und -ort. Sobald der Zug nahe der Elbe angekommen war, der Fluß der die Grenze zwischen Russischer und Amerikanisch/Britischer Besatzungszone bildete, stieg ich ab und wartete auf Dunkelwerden. Aber ehe sich die Gelegenheit ergab den Fluß unbemerkt im Dunklen zu überqueren, wurde ich von einer Russischen Militärpatrouille entdeckt und in ein unterirdisches Gefängnis geworfen. Nach zwei Tagen wurde ich entlassen und mußte versprechen, nach Berlin zurückzukehren. Es ist mir jetzt klar, daß die Bemühungen, Deutsche von der Flucht vom Osten in den Westen abzuhalten, damals schon angefangen hatten.

Obwohl meine Berliner Freunde froh waren, mich heil wieder zurückkehren zu sehen, war ich weiter unruhig und sah mich nach Fluchtmöglichkeiten um. Schließlich trieb mich der Wunsch zu erfahren, was aus meiner Familie geworden war, zu einem anderen Fluchtversuch. Nach cursierenden Gerüchten sollte ein mehr südlicher Kurs von Berlin in Richtung Göttingen vorteilhafter sein.

Soweit ich mich erinnere, überquerte ich die Zonengrenze in der Nacht vom 11. auf den 12. August. Wir wissen jetzt, daß die zweite Atombombe auf Nagasaki am 9. August gefallen war; Japan ergab sich kurz danach. Ich habe jetzt den Verdacht, daß man die Nacht des 11. feierte, da ich nur ein paar Schüsse hörte und nicht getroffen wurde. Ein Wasserfall über einen schmalen Fluß diente als Fluchtweg, wobei ich mich an einem Baumstamm hinüberhangelte.

Von der Grenze bis Sankt Georgenhof war es noch ziemlich weit, und es gab keine öffentlichen Transportmittel. Ich ritt fröhlich auf einem Güterzug, als ich plötzlich in einer bayrischen Stadt, wohl Augsburg, den Befehl erhielt, hinunterzusteigen. Güterzüge waren das einzige Transportmittel für Deutsche, aber ihre Benutzung war offensichtlich verboten. Man wartete gewöhnlich bis sie sich verlangsamten und sprang heimlich auf, wenn niemand zusah. Die Anderen sprangen vor der Stadt ab, aber ich, der ich nichts davon wußte, fuhr ruhig hinein und wurde erwischt.

Ich wurde von einer Amerikanischen Patrouille in Gefangenschaft genommen; sie hatten die Aufgabe die willkürliche Verordnung durchzusetzen. Zuerst machte es mir nichts aus; aber dann fand ich mich plötzlich mit Anderen auf dem Marktplatz der Stadt ausgestellt stehen, und Niemand wußte wie lange wir stehenbleiben mußten. Soldaten mit geladenen Gewehren paßten auf uns auf und zwangen uns, aufrecht und ohne Bewegung zu verharren. Wir wurden Beispiele für das, was Leuten passierte, wenn sie unbekannte, willkürliche Regeln verletzten. Später erzählte man mir,- aber ich konnte keine Bestätigung dafür finden,- daß der Stadtkommandant Jüdisch sei und die Gelegenheit benutzte, um sich für die Untaten Hitlers gegen die Juden zu rächen. Man hat den Verdacht, daß es eine Erzählung war, die Haß aufstacheln sollte,- aber wenn wahr, hatte man den Falschen erwischt. Die Zeit, die ich dort stehend verbrachte, schien sehr lang und ungemütlich.

Nachdem ich die Lage sorgfältig geprüft hatte, benutzte ich einen Augenblick offensichtlicher Unaufmerksamkeit, um so schnell wie möglich wegzulaufen. Diese waghalsige Tat war wohl ein Verzweiflungsakt von mir, und es hätte leicht schief gehen können. Man hätte jeden Augenblick erschossen werden können. In der Tat wurde ich mehrmals beinahe wieder gefangen, aber es war dann doch ohne Erfolg. Jetzt, 40 Jahre später, träume ich noch nachts von Soldaten, die mich verfolgen und beinahe einfangen. Ich erinnere mich, daß ich mich ein Mal zwischen Baumstämmen auf einem Güterzug versteckte, und daß ich dort von einem Soldaten entdeckt wurde. Das herunterschauende Gesicht war furchterregend. Ich war plötzlich außerhalb des Gesetzes. Aber es war mir offensichtlich nicht bestimmt mein Leben dort zu enden.

Als ich auf der Flucht den Eisenbahndamm hinunterlief, sah ich ein Auto, das sich langsam näherte. Sobald ich mich näherte, hielt das Auto an, und mehrere Hände streckten sich heraus und zogen mich hinein. Wir fuhren schnell weg und ließen Stadt und Soldaten hinter uns. Es stellte sich heraus, daß die Leute im Auto Mitglieder einer internationalen Hilfsorganisation waren, die Kriegsoptionen zu helfen versuchte. Ich werde die freundlichen Wort, den bequemen Sitz und die Schokoladentafeln nie vergessen, die mir plötzlich angeboten wurden. Es war wie ein Märchen, in das ich an einem Tiefpunkt des Lebens hineinmarschierte; und ich fand wieder ein Mal heraus, daß in Kriegszeiten das Beste und das Schlimmste in Menschen an die Oberfläche kommt.

Vorbilder sich heilhaft in kritischen Situationen verhalten haben. Aber nicht jeder ist ein Vorkämpfer, der bei geeigneter Gelegenheit kein Geld geworden ist. Es scheint mir, daß die meisten Menschen für ein normales, friedliches Leben gemacht sind; und sie sind einfach nicht bereit, wenn heftigste Entschuldigungen gefordert werden. Sie sind normale Durchschnittsbürger, die in Frieden gelassen werden wollen; sie sind keine Schurke.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine Hypothese vorschlagen, die auf Beobachtungen vor, während und nach dem Kriege beruht, und die das Benehmen von Menschen in schwierigen Situationen deutet. Es scheint mir, daß in normalen Zeiten Leute selten herausgefordert werden, schwerwiegende Entscheidungen zu treffen, seien sie gut oder schlecht, gerechtfertigt oder unverständlich. Sie können ein langes Leben leben, ohne je herauszufinden, was sie in Zeiten der Gefahr tun würden. Aber während der Dreissiger und Vierziger Jahre in Deutschland mußte beinahe jeder schwere Entscheidungen treffen. Konnte man z.B. schweigend den Massenmord der Juden erleben, das Umbringen der Kommunisten und Ausländer in Deutschland und die Ermordung vieler Geisteskranker? Oder war man verpflichtet sich aufzulehnen und die täglichen Bequemlichkeiten aufs Spiel zu setzen und sogar das Leben riskieren? Wollte man Verwandte und Bekannte durch Proteste in Gefahr bringen? Oder wollte man lieber wegschauen und alles Wissen um die üblen Vorkommnisse ableugnen?

Die meisten Leute sind tatsächlich nicht darauf vorbereitet, solche Entscheidungen zu treffen, noch wollen sie etwas riskieren. Sie reden sich selber zu, daß es wirklich nicht so schlimm ist, oder daß sie aus gutem Grund eine Entscheidung verschieben sollten. Vielleicht kann das Schlimme, das passiert, noch Schlimmeres in der Zukunft verhindern? Später wird sich eine neue Gelegenheit zum Protest schon ergeben. Niemand wird je erfahren, wie viel sie tatsächlich wußten! Die wenigsten Leute, die einigermaßen zufrieden sind, wollen ihr Leben exponiert leben, wollen Alles riskieren, wollen alle ihre Gewohnheiten brechen. Die, die Alles riskieren, die sich auflehnen, für Recht und gegen Unrecht kämpfen, sind Helden. Sie staunen oft über sich selber und zu was sie fähig sind; und sie finden heraus, daß sie mehr Courage haben, als sie je vermuteten.

Ich habe es nie richtig gefunden, daß man alle Menschen verdammt, die damals nicht Helden geworden sind, die ihre Augen zugemacht oder weggeschaut haben. Sie gehören nicht, wie man es jetzt oft annimmt, in die gleiche Kategorie wie Folterer und Mordtäter, oder zusammen mit denen, die Befehle zum Mord gaben. Ich höre wie Amerikanische Reporter alte Leute aus Deutschland fragen, warum sie nicht für Recht in der Vergangenheit aufgestanden sind? Die Frager scheinen mir selbstzufrieden und rechthaberisch. Man sähe gerne, daß unsere Vorbilder sich heldenhaft in kritischen Situationen verhalten haben. Aber nicht jeder ist ein Versager, der bei gegebener Gelegenheit kein Held geworden ist. Es scheint mir, daß die meisten Menschen für ein normales, friedliches Leben gemacht sind; und sie sind einfach nicht bereit, wenn heldenhafte Entscheidungen gefordert werden. Sie sind normale Durchschnittsbürger, die in Frieden gelassen werden wollen; sie sind keine Schufte!

Damit tritt die Geschichte meiner Abenteuer am Ende des Zweiten Weltkrieges in die letzte Phase. Nachdem ich das Auto mit den guten Samaritern verlassen hatte, marschierte ich mehrere Tage lang quer überland, meist in Gesellschaft Anderer, die ähnlich wie ich Heim und Familie suchten. Wir teilten Essen und Unterkunft und erzählten uns gegenseitig unsere Abenteuer. Einige brauchten Hilfe beim Gehen und Tragen, und Alle halfen ihnen. Ich erinnere mich besonders an eine Nonne, die in einer ähnlichen Lage wie wir Alle war, und die die gleichen weltlichen Sorgen wie wir hatte, nämlich eine Zuflucht zu finden. Nur ein paar Jahre später wurde mein jüngerer Bruder ein Benediktinermönch,- ein Gedanke, der mir damals noch fern lag.

Schließlich trennte ich mich von der Gruppe, nur wenige Stunden von zu Hause entfernt. Erst dann fand ich heraus, daß Sankt Georgenhof in der Französischen Besetzungszone lag, die man ohne besondere Papiere betreten und verlassen konnte. Die Französischen Besatzungstruppen, und besonders der Kommandant General de Lattre de Tassigny, waren meiner Familie wohlbekannt, sodaß meine Angehörigen besonders behandelt wurden. Als ich, aus dem Donauthal hinaufsteigend, auf der Höhe der Schwäbischen Alb in der Nähe von Zwiefalten ankam, konnte ich mit Erleichterung in der Ferne die wohlerhaltenen Dächer unseres Hofes erkennen. Mehr als 30 Familienmitglieder lebten dort zu dieser Zeit als Gäste meiner Mutter, und man empfing mich mit großer Freude. Dies war das erste Mal, daß meine Mutter nach Kriegsende von einem ihrer Söhne hörte; erst viele Monate später tauchte auch mein jüngerer Bruder auf, der eine schwierige Zeit als Amerikanischer Kriegsgefangener in Nordfrankreich hinter sich hatte.

Nach all dem, was ich durchgemacht hatte, war ich für das normale Leben auf dem Hof nicht vorbereitet. Ich hatte die langsame Zerstörung Berlins beobachtet, ich hatte mit vielen hungrigen und verwundeten Leuten zu tun gehabt, die nur schwer ausreichende Kleidung finden konnten, die beinahe alle Hoffnung auf ein normales Leben aufgegeben hatten, und danach erstaunte mich das Benehmen meiner Verwandten. Ihnen war die Kleidung für die verschiedenen Zeiten des Tages wichtig, und das schloß das tägliche Umziehen zum Abendbrot ein. Man ging im Wald spazieren, las interessante Bücher in verschiedenen Sprachen, führte was wir spasseshalber "gebildete Unterhaltung" nannten. Die Glocke erklang zu jeder Mahlzeit, Alle kamen herunter, und man erwartete ein mehrgängiges Essen von säuberlich gekleideten Hausmädchen serviert. Das Essen war nicht genau wie im Frieden, aber es war reichlich und gut.



Sankt Georgshof; rechts, außerhalb des Bildes, eine  
weitere Scheune und das Haupthaus.

Das Vorkommen von Pilzen wirft ein Licht auf die reichliche Essenssituation auf dem Hof am Ende des Krieges. Ich erinnere mich daran, daß ich mit meiner Mutter in den Wald ging, um Pilze zu suchen. Nach etwa einer Stunde hatten wir genügend Pilze, um das Abendbrot für etwa 30 Menschen vorzubereiten; und der würzige Duft und gute Geschmack der Pilze ist mir noch in Erinnerung.

Wenn ich jetzt zurückschaue, so finde ich die Kritik, die ich und meine Vettern und Cousins am Ende des Krieges am Leben in Georgenhof übten etwas ungerecht. Es war dort nicht wesentlich verschieden von der Art, in der wir aufgewachsen waren. Der große Unterschied war zwischen dem Leben dort und dem im übrigen Deutschland direkt nach dem Krieg, und ich habe schon beschrieben, wie ungleich die Situationen an verschiedenen Stellen zur gleichen Zeit waren. Es war ein Unterschied zwischen dem Leben dort auf der Insel, und dem in großen Teilen des übrigen Deutschlands. Vielleicht fanden an anderen Stellen ähnliche Ungereimtheiten statt.

Es ist nötig etwas in der Geschichte des Sankt Georgenhofes zurückzugehen, um zu verstehen, wie Alles so geworden war. Der Hof war auf Rath meines Stiefvaters Bernhard Waurick (siehe Capitel "Wäuchen") von meiner Mutter in den späten Zwanziger Jahren gekauft worden. Wäuchen erinnerte sich damals lebhaft an die Entbehrungen nach dem 1. Weltkrieg in Deutschland und während der Inflation. Jeden Moment sah er das Herankommen einer ähnlichen Katastrophe voraus, und er wollte uns Alle so gut wie möglich davor schützen.

Sankt Georgenhof lag außer Sichtweite jeder anderen menschlichen Behausung, im eigenen Thal, und es war nur durch zwei Privatstrassen zu erreichen. Am Ende des Krieges wurden die Strassenschilder an der Hauptstrasse in den nächsten Dörfern einfach umgedreht, und Niemand konnte es finden. Die Landwirtschaft war gemischt, mit einer Molkerei und einer Herde prächtiger Allgäuer Kühe, mit Schweinen und Hühnern, Feldern und Weiden, und es gab eine Bäckerei, Fleischerei und Schmiede. Elektrizität kam von einem eigenen Generator mit Batterien. Während in Berlin von Wäuchen Büchsen mit Sardinen aufgehäuft worden waren, war in Sankt Georgenhof Alles für die Selbstversorgung einer großen Familie vorbereitet.

Der Hof war nach dem 1. Weltkrieg vom Besitzer einer Textilfabrik in der nahen Stadt Reutlingen gekauft worden. Er hatte den Architekten Bonatz, der durch den ultramodernen Stuttgarter Bahnhof bekannt geworden war, beauftragt, einen Landsitz auszubauen, wo er Landwirtschaft treiben und gleichzeitig Wochenendgäste zum Jagen unterbringen konnte. Die unfruchtbare Hochebene, die Schwäbische Alb, war durch rauhes Klima und Einsamkeit bekannt. Keine Touristen kamen je dorthin.

Boden und Klima waren günstig für Pferdezucht. Herr Schradin, der Industrielle, hatte angefangen ein mittelschweres Pferd zu züchten, das man zum Reiten und zum Ziehen leichter Wagen benützen konnte. Man kreuzte Arabische Hengste mit schweren, Süddeutschen Stuten, und das Ergebnis wurde "Württembergisches Warmblut" genannt. Es bestand die Hoffnung, daß große Nachfrage für solche Pferde sein würde.- Als am Beginn des Zweiten Weltkrieges Nachrichtentruppen des Deutschen Heeres solche Pferde tatsächlich brauchten, hatte man bereits die Pferdezucht in Sankt Georgenhof aufgegeben.

Als wir nach Kauf des Hofes durch meine Mutter zum ersten Mal dort ankamen, waren noch über 100 Pferde dort, und der alte Verwalter fuhr uns "im Staat" in einer zweispännigen Kutsche herum. Eine Kutschenfahrt gibt ein herrliches Gefühl, und die Stille, nur vom Klopfen der Hufe unterbrochen, und die Pferdeduftwellen, die nach hinten schweben, werden mir immer in Erinnerung bleiben. Diese erste Erfahrung führte wohl dazu, daß ich mich beim Militär zur berittenen Truppe meldete und Kutschenfahrstunden bekam.

Die 14 Gebäude des Gutes, die sich um mehrere Höfe im Zentrum des Landes lagerten, waren von Bonatz um- und aufgebaut worden. Sie bestanden aus einem Wohnhaus, das modern und elegant war, einem Verwalterhaus, besonders schön und das älteste Gebäude, und aus vielen Ställen und Scheunen und dem Wohnhaus der Landarbeiter. Alle Gebäude hatten lange Ziegeldächer, die den Regen sammeln sollten und in eine Zisterne leiten, und die gegen die grünen Wälder besonders schön aussahen. In dem porösen Boden der Alp gab es keine Quellen, und alles Wasser mußte sonst aus dem Donauthal heraufgepumpt werden. Bei Dürre benutzten die Dörfer das Wasser zuerst, und der Georgenhof war auf Regenwasser angewiesen.

Die nächsten Dörfer waren Tigerfeld und Aichstetten, beide so klein, daß sie nicht ein Mal eine eigene Post besaßen. Weiter entfernt war die Post in Pfronstetten, und wir hatten die Telephonnummer "Pfronstetten 2". Wenn man telephonieren wollte, mußte man die Zeit abpassen, wo der Postmeister nicht seine Schweine fütterte und ihm die gewünschte Nummer geben. Er hörte dann dem Gespräch zu, was ein Mal herauskam, als er am Ende eines Gespräches meiner Mutter sagte: "Das hätte ich ihnen auch sagen können!"

Um zu Fuß in das Dorf zu gehen, brauchte man beinahe eine Stunde, und damit erreichte man die nächsten menschlichen Behausungen. Es gab auch einen Fußweg durch ein langes Thal namens Glasthal, der zum Schloß des nächsten Nachbarn führte, dem Grafen Normann im Schloß Ehrenfels. Sein Enkelsohn heirathete vor Kurzem die Tochter meiner jüngeren Schwester.

Als Vorbereitung für Notzeiten hatte Wäuchen seinen Bruder als Verwalter des Sankt Georgenhofes eingesetzt, und durch seine Planung wurde der Hof im Wesentlichen wirtschaftlich unabhängig. Als der Zweite Weltkrieg anfang, war er gerade bereit die vielen Verwandten meiner Mutter aufzunehmen, die von überallher dorthin flüchteten. Die Komplikationen des Lebens dort und die Beziehungen der vielen Menschen untereinander sind einem späteren Kapitel vorbehalten. Ein Mal zählte ich 36 Familienmitglieder dort wohnend,- aber es wechselte ständig. Meine Mutter, die immer nur Frieden wollte und sich nie vordrängte, war in ein Zimmerchen nahe dem Eingang im Haupthaus gezogen, wo sie, wie sie mir anvertraute, wenigstens alleine wohnen konnte. Vor Kurzem sprach ich mit einem Freund, der damals häufig zu Besuch gekommen war. Er war der festen Überzeugung, daß meine Mutter nur der Gast im Hause einer Tante war, die sich ständig laut als Organisatorin hervorgetan hatte.

Zwei kleine Ereignisse beleuchten Eingriffe der Zeit in das Leben dort. Eine alte Tante nahm jedes Mal, wenn sie vom Tisch aufstand, eine Scheibe Brot mit in ihr Zimmer. Sie murmelte etwas von "Hunger in der Nacht". Als sie etwas später starb, fand man einen riesigen Vorrat steinharter Brotscheiben unter ihrer Matratze; sie wollte sich damit über schwere Zeiten bringen.- Man berichtete auch von einem Einbruch Marokkanisch-Französischer Truppen auf dem Hof. Der Schmuck wurde geplündert, ein Marokkaner kämmte sich mit dem Kamm einer meiner Großtanten das Haar, und die Männer auf dem Hof wurden an die Wand gestellt, mit Gewehren bedroht. Nichts Schlimmes passierte, und alle Beute wurde einen Tag später auf Befehl des Kommandanten von Französischen Soldaten zurückgebracht.

Was wir damals erlebten war das Ergebnis von Geschichte, Geographie und Ereignissen, die alle zusammengekommen waren, um eine geschlossene Gesellschaft hervorzubringen. Diese war mit wenigen Ausnahmen von Katastrophen unberührt geblieben. Die Welt hatte sich verändert, der Georgenhof war gleich geblieben!